This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

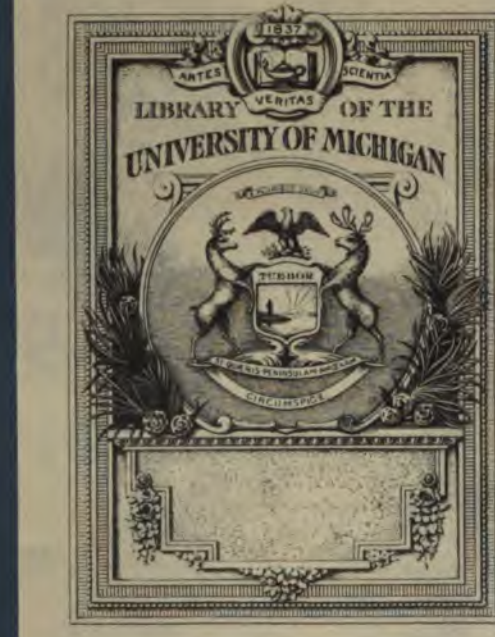
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
0610
N48

B 1,395,244


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Untersuchungen

über

Martin Opitz im Hinblick auf seine Behandlung der Natur.

838
0610
N48

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der hohen philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn

vorgelegt und mit den beigefügten Thesen verteidigt

am 2. März 1904 von

Peter Neuenheuser

aus Düsseldorf.

Bonn,

Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei.

1904.

Opponenten:

Karl Breuer, Kandidat des höh. Schulamts.
Hugo Liedmann, Cand. theol. et phil.
Jakob Nelis, Kandidat des höh. Schulamts.

Gewidmet dem Andenken

meines verstorbenen Vaters.

German
Harvard
12-3-28
17572

Vorbemerkung.

Die Anregung zu vorliegender Dissertation gab Herr Professor Dr. Litzmann durch seine Vorlesung über die Literaturperiode von Opitz bis Klopstock. Die Hauptresultate fasste ich zu einem Vortrag zusammen, der im W.-S. 1902/03 im Germanistischen Seminar (Abt. f. n. d. Literaturgesch.) gehalten und besprochen wurde. Meinem hochverehrten Lehrer spreche ich für das Interesse, das er für mein Arbeiten bekundet hat, auch an dieser Stelle aufrichtigen Dank aus.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1—5
Erstes Kapitel. Opitz und die Kunstdichtung der Renaissance	6—17
Zweites Kapitel. Opitzens Naturempfinden. Die pastorale Naturbehandlung	18—72
Drittes Kapitel. Opitzens naturphilosophische Bestrebungen	73—94
Beilage. Der Traktat über die Unsterblichkeit der Seele und seine Quelle	95—97
Nachwort	98
Verzeichnis der Quellennachweise	99
Literatur	100

Einleitung.

Wir Deutschen, wie wir zu dem Latein und Griechischen, nebenst den freyen Künsten, etwas später kommen sind, und doch alle andere Nationen an reichem Zuwachs der gelehrtesten Leute überholet und hinter uns gelassen haben: also wollen wir von unsrer eignen Poeterey ingleichen hoffen, die, ungeachtet der nunmehr langwierigen Kriege, sich allbereit hin und wieder so sehr wiettert und reget, dass es scheinet, wir werden auch dissfalls frembden Völckern mit der Zeit das Urtheil ablauffen.

Hoffnungsfreudig kündigt Martin Opitz mit diesen Worten in der Vorrede zu der von ihm selbst besorgten Ausgabe seiner Poemata vom Jahre 1625 dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Cöthen den Beginn einer neuen Glanzperiode der deutschen Poeterey an. In zwiefacher Hinsicht gibt Opitz eine Rückständigkeit der deutschen Literatur hinter der der *frembden Völcker* zu: einmal erwacht sie später zu neuem Leben, denn jene, zum anderen ist ihre poetische Kraft und Leistungsfähigkeit unter gewissen Gesichtspunkten noch zu wenig geschult, als dass sie es wagen könnte, mit der Auslandsliteratur in Konkurrenz zu treten. Aber welches sind diese *frembden Völcker*, welcher Art sind die Beziehungen, die zwischen ihrem Geistesleben und dem des deutschen Volkes obwalten?

In dem 1618 zu Frankfurt an der Oder zu Ende geführten *Aristarchus* äussert sich Opitz, indem er da-

von ausgeht, dass der deutsche Dichtergeist seit der mittelhochdeutschen Blütezeit nichts Bedeutendes mehr hervorgebracht, folgendermassen: *Et dolendum profecto, tam felicem poetandi spiritum plane hactenus interceptum fuisse. Cum Italia tot Petrarchas, Ariostos Tassos, Sannazarios; Gallia Marottos, Bartasios, Ronsardos; Anglia Sidneos et alios Poetas praeclaros in dedecus nostri et exprobrationem eduxerit: Belgae quoque eâdem virtute stimulati id ipsum tentaverint. Nec infeliciter sane. Extant enim praeter caetera, Danielis Heinsii, hominis ad miraculum usque eruditi, Poemata vernacula, quibus ille Latinorum suorum carminum elegantiam non aequavit modo, sed quadamtenus illa et se ipsum fere exuperavit.*

Die Renaissancebewegung also ist es, auf die der jugendliche Reformer sein Augenmerk geworfen. Sie, die von Italien ausgehend sich über die übrigen romanischen Lande ausgebreitet hatte, die alsdann unter den germanischen in England und den Niederlanden Eingang gefunden, sie — dies ist sein Wunsch — solle nunmehr auch Deutschlands Grenze überschreiten.

Die Verwirklichung dieses Wunsches wird nun nach Opitzens Ansicht herbeigeführt vorerst und vor allem durch den Gebrauch der Muttersprache bei aller dichterischen Tätigkeit. Er wird nicht müde, dieses Charakteristikum der ausländischen modernen Dichtung als höchst gewichtiges Moment zu betonen. So preist er die *Poemata vernacula* des Heinsius, so äussert er sich in der Zuschrift an den Fürsten Ludwig: *Wie sich dann auch die sinnreichen Frantzosen Marott, Bellay, Bartass, Ronsard und andere umb jhre Sprache so verdient gemacht haben, dass sie darumb von den einheimischen billich geliebet, und von den frembden beneidet werden.*

Ein zweites Mittel zu dem angegebenen Zweck, das Opitz gleichfalls bereits im *Aristarchus* empfiehlt, stellt sich dar in der Übersetzung der Auslandsdichtung. Man übersetze und versuche alsdann auf dem Wege der Nachahmung Neues zu schaffen. Sehr nüchtern erscheint Opitzens Doktrin gerade in diesem Punkte. Waren denn die deutschen Poeten, war speziell Opitz geistig disponiert, die moderne Auslandsdichtung, die im allgemeinen ein gesteigertes Gefühlsleben zur Grundlage hatte, zu verstehen, in sich aufzunehmen, zu verarbeiten?

Als Opitz im Herbst 1620 Heidelberg verlässt, übergibt er seinem Freunde Julius Wilhelm Zincgref zum Zweck der Veröffentlichung seine bis dahin angefertigten *Teutschen Poemata*. Opitz hat sich in diesen Gedichten ganz streng an seine Vorschriften gehalten: er übersetzt, er ahmt nach. Der Dichter hat dem Vaterland wirklich eine neue Poesie gegeben. Singt er einige Jahre später, 1624:

Du güldne Leyer, meine Zier
Und Freude, die Apollo mir,
Gegeben hat von Hand zu Hand,
Zwar erstlich dass mein Vaterland
Den Völckern gleiche möge werden,
Die jhre Sprache dieser Zeit,
Durch schöne Versse weit und breit
Berühmbt gemacht auff aller Erden:
(Italien ich meyne dich
Und Franckreich, dem auch Thebe sich,
Wie hoch sie fleuget, kaum mag gleichen,
Dem Flaccus willig ist zu weichen,)

in den *Teutschen Poemata* hat er bereits unter Anlehnung an Italiener, Franzosen, Niederländer und antike Schriftsteller den Grundstein zu einem neuen

Gebäude gelegt. Diese Gedichte sind für die bedeutenderen Poeten der nächsten Dezennien in jeder Hinsicht, nach Form und Inhalt vorbildlich geworden. Für Opitz selbst sind sie das Produkt der Lehrjahre; der Dichter mag sich späterhin noch so sehr bemühen, die Jugendgedichte als Kinder seiner Muse zu verleugnen, von gewissen Ansichten und Anschauungen, die sich in jenen Jahren in ihm herausgebildet, vermag er sich nicht zu befreien.

Die gesamte Renaissancepoesie legt ein auffallendes Interesse für die Natur an den Tag: sie versucht die Landschaft zur Darstellung zu bringen; sie schildert das Leben und Weben im Reiche der Natur, sucht dort ihre Bilder und Vergleiche; sie setzt die menschliche Gemütsbewegung in Gegensatz oder Einklang mit der Naturszene. Gerade dadurch, dass Opitz hierin sich engstens an seine Vorbilder anlehnte, erhält seine Dichtung ein von den literarischen Produkten der Vorzeit bedeutsam abstechendes Gepräge. Die neue, die moderne Behandlung der Natur setzt ein in Opitzens Jugendgedichten; sie geht fort durch seine weitere Dichtung und beherrscht dann in der spezifisch Opitzschen Form auf lange Zeit hin das literarische Schaffen deutscher Poeten.

Wiederum fragt man: War Opitzens Gemüt dazu disponiert, die lebensvollen, empfindungswarmen Erzeugnisse einer schönen Renaissancepoesie in sich aufzunehmen? War er befähigt, das Gesuchte, Gezierte, Barocke und Manirierte der Spätrenaissance zu vermeiden? Verpflanzte er gesunde, keimfähige Triebe in die Poesie der Deutschen, oder bot er ein Unvollkommnes, aus dem nach langem Irren und Fehlen eine spätere Zeit erst das wahrhaft Schöne zu bilden verstand?

Es wird der Versuch gemacht werden, im nachfolgenden eine Beantwortung dieser Fragen herbeizuführen. Das erste, vorbereitende Kapitel wird darzulegen haben, wie sich der Dichter infolge seiner natürlichen Veranlagung, infolge der sein Denken und Fühlen bestimmenden Lebensverhältnisse den verschiedenen, an ihn herantretenden Renaissanceströmungen gegenüber verhielt. Das zweite Kapitel wird vorerst des Dichters allereigenstes Naturempfinden klarzustellen suchen, wird dabei den aus der Nationalität und der Religion sich herleitenden Einwirkungen nachgehen und wird alsdann auf Opitzens renaissancemässige Naturbehandlung eingehen.

Die Zeit von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts wird in der Geschichte der Philosophie als die Periode des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnet. Die neuen philosophischen Gedanken, die Italien nach der Wiedergeburt des antiken Geistes entwickelt hatte, waren vom Auslande mit Begeisterung aufgegriffen worden. Sie bildeten die Grundlage, auf der in Frankreich, England, den Niederlanden und Deutschland Gelehrte und Laien ihre mehr oder minder originellen Systeme aufbauten. Auch Opitz wurde von dieser Bewegung erfasst. Das dritte Kapitel dieser Arbeit beschäftigt sich mit seinen naturphilosophischen Bestrebungen.

Die hier geführten Untersuchungen werden für den Opitzbiographen von besonderem Interesse sein, da sie Aufklärung verschaffen über eine merkwürdige, im Dichter erfolgte psychologische Wandlung, die für sein poetisches Schaffen von nicht geringer Bedeutung gewesen, eine Wandlung, die übrigens wieder einmal Zeugnis dafür ablegt, wie sehr der niederländische Gelehrte Daniel Heinsius auf Opitz eingewirkt hat.

Erstes Kapitel.

Opitz und die Kunstdichtung der Renaissance.

Zu Beginn des Jahres 1616 begibt sich Opitz als 18jähriger Jüngling nach Beuthen, um auf der dortigen Akademie seine Studien fortzusetzen [1]). Von hohen Gedanken und hehren Plänen erfüllt hatte er beabsichtigt, *durch der Poesis kunst den lauff der grossen Helden* [2]), im epischen Gesang die Kriegstaten der alten Deutschen dem Vaterlande zu verkünden. Doch die realen Verhältnisse sollten ihn veranlassen, andere leichtere Töne anzuschlagen. Die Liebe trifft des Dichters Herz, und dieser muss im Liede der *bitter süssen Pein*, die ihm *an statt der Heldenthaten* [2])

1) Es ist dem einundeinhalb Jahr währenden Beuthener Aufenthalt von den Opitzforschern bisheran wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, und doch begreift er eine Reihe von Momenten in sich, die für die weitere dichterische Tätigkeit Opitzens, für seine Auffassung von der lyrischen Poesie insbesondere, von Bedeutung sind. Max Rubensohn äussert sich zu diesem Lebensabschnitt kurz in einigen, seinem Aufsatz: „Der junge Opitz" (Euph. II, 57—99) beigefügten Anmerkungen, die mir die Anregung zu einer näheren Untersuchung gaben.

2) M. Opitz, Teutsche Poemata, Abdruck der Ausgabe von 1624 mit den Varianten der Einzeldrucke und der späteren Ausgaben. Herausgegeben von Georg Witkowski. Halle 1902. (No. 189—192 der Neudrr. deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts) S. 14. Diese Ausgabe wird weiterhin zitiert mit Ndr. — Die im Ndr. nicht sich findenden Dichtungen Opitzens zitiere ich nach der allgemein zugänglichen Editio Fellgibel, Breslau, 1690 Abkürzung: 1690.

ward, Ausdruck verleihen. Er selbst äussert sich bezüglich dieser höchst bedeutsamen Tatsache also:

Tenera cum matre Cupido
Idalius vati dulce ministrat opus.
Dumque laborato sublimius ire cothurno
Vellem, et Mantoo tradere vela Noto;
Arridens vafro formosa Amathuntia nutu,
Monstrat virgineos imperiosa sinus:
Ista palaestra tua est, ait, haec sunt proelia: nervos
Hic licet intendas, chare Poeta, tuos [1]).

Diese im Jahre 1617 an den Freund B. W. Nüssler gerichteten Worte werden in präziserer Fassung wiederholt im Hochzeitsgedicht an Pastor Ruttart (11. Juli 1618):

Ich schwere,
Dass Venus zu mir kam (es ist noch nicht ein Jahr)
Am schönen Wasserberg mit jhrer gantzen Schar.
Sie bat, ich wolt' jhr Kind lassen bey mir einkehren,
Und es die Teutsche Sprach, so gut ich's wiste, lehren [2]).

Also Opitz wird zum Liebesdichter zu einer Zeit, wo auf dem deutschen Parnass gelehrte Männer thronten, die im Belehren der Poeterey höchsten Zweck fanden. Erklärlich und zugleich noch gewichtiger wird dieses Faktum durch die Begleiterscheinungen. Der *schöne Wasserberg*, an dem der Dichter die Göttin der Liebe getroffen, stellt sich dar als „das Schlösschen Bellaquimontium, das der Kaiserliche Kammerfiskal und Pfalzgraf Herr Tobias Scultetus von Bregoschitz und Schwanensee, des jungen Opitz Beschützer, sich 1615 auf dem hohen Ufer der Oder zu Beuthen erbaut hatte“ [3]).

---

1) 1690. II, 338.
2) Ndr. S. 68.
3) Höpfner, Zeitschrift für deutsche Philologie 8, S. 471.

Dieser Scultet hat sich in seinen Mussestunden selbst dichterich betätigt. Seine im 6. Bande der *Delitiae Poetarum Germanorum* [1]) sich findenden Gedichte zeugen von einer für die damalige Zeit frappierenden Tiefe der Empfindung. Diese macht sich sonderlich bemerkbar in den 66, in 2 Bücher abgeteilten *Suspiria ad Sophiam.* Wenn denselben auch die Fiktion zu grunde liegt, dass der Dichter, den die Aphrosyne eine Zeit lang betörte, sich von dieser abwendet, und der Sophia Gunst zu gewinnen sich bemüht, so ist in den Carmina von dem allegorischen Gedanken nichts zu erkennen; sie unterscheiden sich durch nichts von sonstigen Liebesliedern [2]). Die starke Erregtheit des Gefühls, der sentimentale Ton, dieses absichtliche Sich-selbst-quälen im Liebesschmerz, weiterhin der reiche Gebrauch von Bildern und Vergleichen, die vorzüglich dem Naturleben entnommen sind, verraten, dass Scultet die moderne ausländische Renaissancedichtung wohl gekannt, dass er es trefflich verstanden, den diese durchziehenden Geist sich zu eigen zu machen. Den jungen Opitz macht er nun mit seinen Gedichten bekannt; miteinander lesen sie diese durch; und wie in dem Älteren so wird auch in dem Jüngling das Feuer der Begeisterung wach. Dies bezeugen die Worte, die Opitz an Scultet richtet:

Tu quando tenerae fastus recitamus Hyellae,
Crudelesque oculos, et durae spicula formae,
Oblitum revocasignem, et suspiria docta,
O inter lacrymas suspiria exhalata,

1) Delitiae poetarum Germanorum. Francofurti MDCXII, Band VI p. 34—52.

2) G. Ellinger, Lat. Literaturdkmm. des 15. u. 16. Jhdts. Berlin 1893. S. XV.

Aphrosynaeque dolos, sophiaeque adamantina corda:
Quae te sub coeli tulerunt vaga sidera, mollis
Ante genas certa lanugine vestiit aetas [1]).

Dass diese Zeilen unter dem unmittelbaren Eindruck der *Suspiria* des Scultet entstanden, erhellt bei einem Blick auf das erste Carmen dieser Sammlung; die erste Zeile hat Opitz wörtlich zitiert:

O inter lacrumas Suspiria exhalata!
O corde imo Suspiria nata mihi!
Ite, meae quondam, Sophiae eheu! ultima dona;
Si potis, illa meis inlacrumet lacrumis!
Adspiciat grandes, quas dudum perfero poenas!
Adspiciat vitam, quam miserabilem agam!
Sola potest, miserum heu! misero subducere fato;
Simoriar, tituli, ah! pars quota ei fuero? [2])

Erscheint Opitz als Bewunderer und Nacheiferer der Muse des Scultet, so ist dieser hinwieder nicht wenig für das dichterische Schaffen seines Schülers und Schützlings interessiert. Seinem Freunde Nüssler schreibt Opitz:

Hic tenerae largus dat amica silentia Musae,
Et fovet ingenii dona minuta mei [3]),

und Scultet selbst gegenüber äussert er sich also:

Tu nostrae concedis dulcia Musae
Otia, et agrestes cantus et rustica verba
Aspicis his oculis, patriae quis commoda nostrae
Collustrare soles, rebusque occurrere fessis [4]).

---

1) 1690. II, 366. 2) Delitiae VI, 34. 3) 1690. II, 338.

4) 1690. II, 365. Die letzten Zeilen, in denen Opitz seinem Protektor geradezu ein patriotisches Interesse beilegt, legen die Vermutung nahe, dass Opitz sich in seiner deutsch dichterischen Tätigkeit zu Beuthen durchaus nicht auf jene *Germanicos quosdam versiculos* beschränkt hat (Aristarchus, Neudr. 1902, S. 158), dass vielmehr auch solche verloren gegangene

Ein neues recht bemerkenswertes Moment spricht sich in diesen Worten aus. Also *agrestes cantus* dichtete Opitz um diese Zeit. Den besten und ausführlichsten Kommentar hierzu gibt der Dichter selbst in der an Scultet gerichteten *Daphnis Ecloga* [1]). Jener bittet diesen, die ländlichen Weisen günstig aufzunehmen; alsdann fährt er fort:

His Tityrus olim
Demulsit rigidas dilectis Ameryllidis aures.
Haec mihi pastorum liquit solatia noster
Tityrus. O quoties dulcis Galatea canenti
Favit, et obliquis arrisit Alexis ocellis! . . .
Haec abiens mihi dona dedit, hoc pignus amoris,
Dixit, habe: ecce Siracosii tibi munera vatis,
Munera parva quidem, sed non incognita nymphis
Najasin, Panique tibi; te sacra Lycaei
Culmina non tenuere, et tanti Maenalus ipse
Vix fuit, ac suavis Siculi pastoris avena [1]).

Opitz ist unter die Hirten gegangen; Vergil selbst *(Tityrus noster)*, „der Schutzgott der älteren Renais-

agrestes cantus in der Muttersprache verfasst waren, insbesondere da Scultet ihn in seinem Tun ermutigte: *Ibi Heros Literatissimus conatum meum non improbare non solum, sed et nutu humanissimo solari, coepit ac corroborare.* Sagt Opitz weiter im Aristarch: *Ego . . . non degenerem patriae incolam praestare me volui*, so äussert er sich hier ähnlich: *Non indigna cano, nec degener incola campi | Pastorum vereor cantus.* Er ist der *haeres pauperis pecoris*; aber er ist voll Hoffnung: *Crescet ager mecum, crescent armenta greyesque, | Quantum vere novo florem flos trudit, et arbos | E tenui radice venit, ex arbore silva, | Silva olim seris factura nepotibus umbram.* Man vergleiche hierzu das *Carmen an Geisler* (II, 373), dem er die Übersetzung des „Lobgesang *Bacchi*“ widmet: *Huc, vir magne veni, novoque Pindi | Mecum Teutonici quiesce luco | Cujus nos pia sacra, cujus umbras | Primi pandimus . . .*

1) 1690. II, 364 ff.

sance-Literatur", an den anknüpfend bereits ein Petrarca bukolische Eklogen gedichtet hatte [1]), Vergil selbst hat ihn ihren Reihen zugeführt. Nicht oft genug vermeint der junge Poet gerade dies betonen zu müssen. Gegen Schluss der Ekloge wiederholt er es noch einmal:

Interea hos calamos, cantor quae Tityrus ipse
Simichidae mihi dona dedit, facili aspice vultu.

Es liegt nahe, eine Verbindung herzustellen zwischen Opitzens Liebes- und Hirtendichtung, und man geht wohl nicht fehl, wenn man die eine mit der anderen identifiziert. Die deutsche Literatur des 16. Jhdts. stand jeder Liebesdichtung feindlich gegenüber. Gegen Ende des Jahrhunderts nun verschafft sich die Schäferdichtung, die von Italien ausgegangen war, alsdann Spanien, Frankreich, England überschwemmt hatte, auch in Deutschland Eingang. Das erotische Element spielt in ihr eine wichtige Rolle, und so ist es eine natürliche Folge, dass der für seine Liebesdichtung nach einer Form suchende deutsche Dichter sich an den schäferlichen Stil hielt. In Beuthen erfolgt so jenes folgenschwere Ereignis, von dem Opitz später, besonders in den Poemata der Zincgrefschen Sammlung, so oft berichtet:

Da kam der Venus Kindt, bracht eine Kron von Myrten
Vor meinen Lorbeerkrantz, verstiess mich zu den Hirten
In einen grünen Wald [2]),

ferner:

Cupido führet mich in eine grüne Wüsten,
Da der Poeten Volck weit von Begierd und Lüsten,
Nichts von den Stätten wust, und wohnet in dem Feldt [3]),

---

1) von Waldberg, Die deutsche Renaissance-Lyrik, Berlin 1888. S. 85. 2) Ndr. S. 14. 3) Ndr. S. 127.

weiterhin:

Es ist nicht lange Zeit, dass ich die Venus fande
An einem grünen Orth in meinem Vaterlande [1])

und ähnlich:

Newlich als ich ausgegangen
In des Waldes grüne stett,
Und, mein bestes zu erlangen,
Mit den Hirten singen thet,
Kam die Venus selbst zu mir,
Bracht auch jhren Sohn mit jhr [2]).

Dass Opitz sich schon früh mit der Schäferdichtung befasst, dass er die antiken wie modernen Vertreter derselben wohl gekannt, dass er die Abhängigkeit der letzteren von den ersteren begriffen, dass er weiterhin von dieser Gattung einen günstigen Eindruck empfangen, dies beweisen mehrfache bereits in der Jugend gemachte Auslassungen. Im *Aristarch* schon erwähnt er *Tasso*, *Sannazar*, *Sidney*. Im Vorwort zu den Jugendgedichten wird er ausführlicher: *Sannazarius, welcher der Poeten Adler Virgilio zierlich nahe gegraset, hat mit seiner trefflichen Arcadia allen seinen Landtsleuten die Augen auffgethan ... Dess Edlen Herrn Sidney Arcadia macht die Engellender fast Stoltz mit jhrer Sprach* [3]).

Welch tiefgehendes Interesse Opitz für die Schäferdichtung gewonnen, dies geht daraus hervor, dass er auch späterhin seine poetische Kraft in deren Dienste stellt. 1626 übersetzt er *Barclays Argenis*, 1629 unterzieht er die Übersetzung von *Sidney* einer Umarbeitung, 1630 verfasst er selbständig die *Schäfferey von der Nimfen Hercinie.*

Im Spätherbst 1617 hatte Opitz Beuthen verlassen;

---

1) Ndr. S. 15 f. 2) Ndr. S. 46. 3) S. 5.

er wandte sich nach Görlitz [1]), wo er bis zum Frühjahr 1618 blieb. Wiederum trifft ihn der Liebe Strahl. Aber wenn er in Beuthen noch ruft:

Ardeo nunc totus: sed non constanter: in una.
Qui perit, hic nimium religiosus amat [2]),

wenn er dort bald seine Lesbia, bald die Neära, bald die Corinna besingt, so ist es hier eine einzige, die sein Herz hewegt, die es leidenschaftlich bewegt, Rosina, das 14jährige Töchterlein des dem Görlitzer Gymnasium vorstehenden Rektors Elias Cüchler erwählt er sich zur *materies festiva furoris*, zum Gegenstand seiner lyrischen Ergüsse. Sie ist es, die er einige Jahre hindurch unter dem Namen *Asterie* besingt, der er seine ersten deutschen Gedichte widmet. Unter manchen recht glücklichen Umständen hebt Opitz damals zu dichten an. Es erfüllte ihn eine wahre, heisse Liebe, und so spricht sich in den Gedichten ein warmes inniges Empfinden aus; in günstigster Weise wurde er hierbei beeinflusst durch die Dichter der griechischen Anthologie, mit der Opitz durch die Arbeiten Cüchlers, der gerade damals eine Ausgabe zu Schulzwecken vorbereitete, näher bekannt geworden war [3]). Dass der junge Dichter so kurz entschlossen daran ging, die hellenistische sentimentale, reflektierende

---

1) Rubensohn machte die Entdeckung, dass Opitz in Görlitz geweilt; in interessantester, ausführlicher Weise macht er hiervon Mitteilung in dem bereits zitierten Aufsatz (Euph. II, 57—99).

2) 1690. II, 339.

3) Rubensohn erbringt hierfür den Nachweis, einmal kurz in dem erwähnten Aufsatz, sodann in detaillierterer Darlegung in: Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des XVI. u. XVII. Jhdts. Weimar 1897. S. CLXXXVII—CCL, 37—52, 105—131.

Liebeslyrik zu verdeutschen, dass dieselbe ihm nach Inhalt und Form nicht geradezu als etwas Fremdes erschien, diese Tatsache wird nunmehr dadurch erklärlich, dass Opitzens Gedanken- und Gefühlsleben durch die Einwirkung des Scultet, der übrigens in den *Suspiria* auch hauptsächlich die Form des Epigramms in Anwendung bringt, eine entsprechende tiefgehende Veränderung erfahren hatte. Es ist zu bedauern, dass um dieselbe Zeit, da Opitz sich den hellenistischen Dichtern zuwendet, da er ergriffen von einer Liebe, in der er keine Erwiderung findet, deren Liebesweisen, vielmehr Liebesklagen wiederholt, da wahre und tiefe Empfindungen seine Lyrik durchziehen, da diese sich mehr und mehr verinnerlicht und reicher gestaltet, dass um dieselbe Zeit dem Dichter einige Werklein der holländischen Renaissancedichtung in die Hände fallen, durch die ihm das schäferliche Ideal wieder besonders nahe gerückt wird. Insbesondere kommt hier in Betracht: *Den | Bloem-Hof | Van de Nederlantsche Jeught | beplant | Met uijtgelesen Liedekens en dichten, | Vergeselschapt met eenen Maywagen | door verscheyden Liefhebbers geco^{u}:t | Noyt in den druck gesien. | t'Amstelredam . . . . . a^{o} 1610* [2]). Das neu erwachte Geistesleben in den Niederlanden entsprang durchaus nicht literarischen und künstlerischen Interessen der nationalen Vorzeit; es ging hervor aus äusseren, von Italien und Frankreich ausgehenden Anregungen. Jene dem Volkscharakter innewohnenden Eigenschaften, die auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet für Holland im 16. und 17. Jahrhundert eine Glanzperiode herbeiführten: der nüchtern denkende Verstand, der Sinn für das Praktische, sie

1) Rubensohn, Euph. II, 86 f.

sicherten der Nation auch bei einer wissenschaftlichen Tätigkeit grosse Erfolge; sie liessen hervorragende Gelehrten erstehen, sie hatten eine Blüte der Universitäten, sonderlich der von Leyden zur Folge; gerade diese Eigenschaften minderten aber auch die Fähigkeit, die Produkte der im gesteigerten Gefühlsleben wurzelnden romanischen Literaturen zu verstehen.

Die in Anlehnung an diese erfolgende poetische Betätigung verleiht dem formalen Element das Übergewicht über den Inhalt. Die dem letzteren angehörenden Gefühlsvorgänge werden höchst nüchtern erfasst; jenes aber erfährt als etwas Erlernbares durch die übermässige Anwendung der Mythologie, durch die glanzvolle, mit gesuchten Epitheta überladene Sprache, durch die hiermit in Zusammenhang stehende übertriebene Bildung neuer Wörter eine überreiche Ausgestaltung. Dadurch, dass die moderne, niederländische Dichtung in das Fahrwasser der pastoralen Dichtung einlenkte, wurde dem gekünstelten Stil und der Manier erst recht Vorschub geleistet.

Opitz mag hinsichtlich der Metrik manches von den Holländern gelernt haben. Seiner Muse musste das Bekanntwerden mit jenen im übrigen aber um so unheilvoller werden, als der Dichter infolge natürlicher Veranlagung, infolge der aus der nationalen Verwandtschaft sich ableitenden Gleichartigkeit der geistigen Bestrebungen ohnehin den gekennzeichneten Fehlern zuneigte. Die Anlehnung an die Dichter des Bloemhof sollte somit für Opitzens Dichtung von einschneidender Bedeutung werden: es ward ihm aus den angegebenen Gründen mehr als leicht, deren Stil nachzuahmen, deren Anschauungsweise zur seinigen zu machen; sodann aber wurde er durch jene dem Manne nahe gebracht, der ihm in jeder Hinsicht als das Ideal

eines Poeten erschien, in dem er den modernen Dichter und den Gelehrten vereinigt fand: Daniel Heinsius. Vorerst ist es der den Bloemhofdichtern gerade nicht unähnliche, der *vernacula lingua* sich bedienende Poet, dem Opitz sich hingibt; es wird späterhin noch dargelegt werden, von welch tiefgehendem Einfluss auf ihn der Gelehrte gewesen.

1619 erscheint Opitz in Heidelberg, in dem kunstliebenden, dem frohen Lebensgenuss nicht abholden Heidelberg, das, dem französischen Gebiet so nahe, den freieren Geist der dort herrschenden Renaissance, die in Männern wie Ronsard, Marot, Dubellay und den übrigen Plejadedichtern ihre Vertreter fand, hatte kennen gelernt, das diesen Geist unter dem völlig französierten Friedrich V. auch am kurfürstlichen Hofe Eingang finden sah. Unter den romanischen Dichtern sucht Opitz nunmehr seine Vorbilder; er übersetzt Gedichte, vorzüglich Sonette Ronsards, Petrarchas und der Gambara. So werden in dem Dichter die bereits vorhandenen renaissancemässigen poetischen Anschauungen, die Ansichten von Leben und Lieben nur mehr verstärkt. Hierbei ist bemerkenswert, dass von Opitz, der den Heidelberger Dichterkreis freiere Töne anschlagen hört, das lebensfrohe, singbare Lied gepflegt wird. Wie Ronsard empfindet er fast ein Grauen, dass er so lange über den Büchern gesessen:

Es ist Zeit hinauss zu schauen
Und sich bey den frischen Quellen
In dem grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn
Und die Fischer Netze stellen.

Es kommt etwas Lebenswahres, Lebensvolles hierdurch in die Opitzsche Dichtung. Sonderlich kommt dies

der pastoralen Dichtung zu gute, der er im erzählenden Schäferlied eine Gattung zuführte, in der — für den Anfang wenigstens — ein gesundes Element insofern sich geltend machte, als der Dichter an reale Verhältnisse anknüpfte, sich an Tatsachen hielt und wahren Empfindungen Ausdruck gab.

Die Zeit von 1616 bis Oktober 1620, wo Opitz Heidelberg verlässt, umfasst des Dichters Lehr- und Wanderjahre. Zwar erfährt seine Welt- und Lebensanschauung in den folgenden Jahren, wie noch gezeigt werden wird, in manchen Punkten eine Bereicherung, in manchen auch eine nicht geringe Veränderung, in der Hauptsache bleibt er das, wozu er sich in jenen Jahren entwickelt hatte: ein Poet der Spätrenaissance.

Wie ein roter Faden zieht sich durch des Dichters Entwicklungsgang seine Abhängigkeit von der pastoralen Dichtung. Recht bedeutungsvoll sollte dieses Moment für die Opitzsche Behandlung der Natur werden, was das nächste Kapitel erweisen wird.

Zweites Kapitel

Opitzens Naturempfinden. Die pastorale Naturbehandlung.

Opitz stand der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts und deren Ideenkreis von Anfang an ziemlich interesselos gegenüber. Er war gross geworden in der Schule humanistisch gebildeter Männer, lateinisch dichtender Gelehrten, eines Valentin Sänftleben, eines Höckelshofen, Bukretius, Caspar Cunrad. Um so interessanter ist es, zu sehen, wie der von den Anschauungen antiker Dichter erfüllte junge Opitz in einem seiner frühesten deutschen Gedichte, das für sein Gefallen an der Natur besonders charakteristisch ist, und dem des Horaz 2. Epode: *Beatus ille:* zu grunde liegt, mit Fischarts Geschmack übereinstimmt. Des letzteren auf dieselbe Quelle zurückgehendes *Fürtreffliches artliches Lob dess Landlustes* vom Jahre 1579 ist für Opitz bei Abfassung seines Poems: *Die Lust dess Feldbawes* [1]) bezüglich der paraphrasierenden Übersetzungsweise vorbildlich gewesen; einzelne Stellen hat Opitz wörtlich aus Fischart übernommen [2]). Es ist bezeichnend, dass die Gegensätzlichkeit von Stadt

1) Das Gedicht entstammt Opitzens Studentenjahren, wahrscheinlich der Heidelberger Epoche.

2) cf. Ztschr. f. dtsch. Philologie VIII, 477.

und Land, die von dem römischen Dichter nur kurz angedeutet wird, von den deutschen Poeten in breitester, ausführlichster Weise dargestellt wird. Mit Resignation und einer gewissen weltmännischen Überlegenheit schaut jener flüchtig auf das das Stadtleben beherrschende Hasten und Jagen nach Ehre und Besitz; dann wendet er sich ab, und, versunken in die Erinnerung an frohe in der Campagna verlebte Tage, lässt er in schöner bewegter Handlung, mit feiner Skizzierung der Landschaft ein Bild von dem Leben, von dem Schaffen und Wirtschaften auf dem Lande sich entrollen. Mehr noch denn Fischart gibt Opitz moralisierenden Reflexionen Raum; selbst mitten in der Schilderung der Freuden des ländlichen Lebens kann er es nicht unterlassen, Seitenhiebe auf das Treiben der Stadtbewohner auszuteilen, und so verrät er, dass es nicht die reine Freude an der Natur ist, die ihn leitet, dass er vielmehr im Dienste einer Tendenz handelt, dass er auf die durch die Kultur zur Entartung gebrachte Gesellschaft bessernd wirken möchte durch Verweisung auf ein Leben, das die Menschheit im Urzustande geführt, ein Leben einfacher, primitiver Verhältnisse, das beherrscht ist von Tugenden der Sittlichkeit und Genügsamkeit, das den Menschen mit Zufriedenheit erfüllt. Auf dieser gedankenhaften Grundlage bauen sich alsdann zwei weitere umfangreiche Gedichte Opitzens, die gleichfalls dem Landleben Lob singen, auf: *Zlatna* (1623) und *Vielguet* (1629). Gerade das erstere dieser Gedichte erweist deutlich, dass des Dichters Anschauungsweise auf das Konto der durch die humanistische Bildung vermittelten Dichter der römischen Kaiserzeit zu setzen ist: Horaz, Vergil, besonders Seneka werden von ihm ausgeschrieben; aus des letzteren Dramen Hippolyt, Her-

kules Oetaeus und Thyest benutzt er die Ausführungen des Chors bezüglich der einfachen, glücklichen Verhältnisse, in denen die erste Menschheit gelebt [1]).

Dieses Verurteilen der die Entartung der Menschen herbeiführenden Kultur, dieses Sich-sehnen nach ursprünglichen, besseren Zuständen waren in Opitzens Denkweise Momente, in denen die von ähnlichem Geist erfüllte, gleichfalls die Wirklichkeit verlassende, in einem schöneren, besseren Arkadien sich bewegende Schäferdichtung nur zu leicht anzuknüpfen vermochte.

Bevor man dem Dichter in sein Arkadien folgt, ist es angebracht, dass man darauf ausgeht, einen möglichst klaren Begriff von seinem allereigensten Naturempfinden zu gewinnen, damit man erkenne, wie es ihm infolge persönlichster Veranlagung leicht werden musste, die spezifisch schäferliche Naturbehandlung aufzunehmen und nachzuahmen.

In der Vorrede zur redigierten Fassung vom *Lob des Feldlebens* (1623) findet sich folgende Auslassung Opitzens: *Leuten, so die Bücher lieben, ist das Feld und desselben Ruhe so hoch von nöthen, dass ich gäntzlich vermeyne, hätten nicht Epicurus, Sallustius, Lucanus und andere jhre Gärte, Virgilius die Neapolitanischen Felder, Cato sein Sabinum, Cicero sein Tusculanum, Plinius Nepos sein Laurentinum, Petrarcha sein Occlusam oder verschlossenes Thal, Ficinus sein Villam montis oder Bergforwerck, welches ihm Cosmus Medius verehret, Mirandulanus und Politianus ihr Fesulanam, und Sannazar sein Mergilline so offt besucht, sie wären nimmermehr so weit kommen: Saget also unser Lotichius, der Fürst aller Teutschen Poeten, sehr wol:*

Rura sacros vates, gelidaeque in vallibus umbrae,

1) cf. 1690. I, 148—150.

Blandaque graminei cespitis herba juvant,
Grataque delectant ignobilis otio vitae;
Rura dapes, umbram dat nemus, amnis aquas.
Das Feld, das kühle Thal, das Grass, ein freyer Muth,
In gleichfals freyer Lufft, ist den Poeten gut,
Hier wo das schöne Feld trägt Speise wol zu leben,
Der Pusch uns Schatten macht, die Bäche Wasser [geben[1]*).*

Diese Worte sind sehr bezeichnend für sein eigenes Naturgefühl. Dass der Mensch sich der Natur selbstlos überlassen, dass er ihre Schönheit betrachtend und bewundernd über sich selbst hinausgehen kann, scheint ihm unbekannt zu sein. Er handelt — auch als Poet — nach Zwecken; er bewertet die Dinge — auch die Natur — nach der Zweckmässigkeit, d. h. danach, ob sie dem Menschen nützlich oder schädlich, angenehm oder widerwärtig sind. Wie die Kunst in jenen Zeiten nicht dem Schönen zuzustreben vermochte, wie die Poesie gefesselt war an das *prodesse* und *delectare*, ebenso befand sich der Naturgenuss auf allerniedrigster Stufe. Der Natur war die Aufgabe zudiktiert, dem Menschen zu nützen und ihn zu ergötzen d. h. in angenehmer Weise auf seine äusseren Sinne einzuwirken. Welcher Seite Opitz hierbei auch noch den Vorzug gibt, dies besagen folgende Verse, die er einem seiner Freunde, einem Arzte, widmet:

Zwar eine Jungfrau tregt mit jhren weichen Haenden
Von der gemahlten Zier des Lentzen aller Enden,
Da blaue, dorte gelb', hier weisse Blumen ein,
Setzt sie dem Liebsten auff, wann sie gewunden seyn...
Mehr Nutzens weiss sie nicht: jhr ziehet alle Krafft

1) 1690. I, 152 f.

Von jhren Adern auss. So vieler Kräuter Safft,
So vieler Bäume Frucht muss eure Wollust mehren:
Wie manches tausend wir Geflügel singen hören,
Wie manches Vieh und Wild in grünen Thälern geht,
Scheint alles dass es euch zu treuen Diensten steht [1]).

Es ist klar, dass der Blumen Farbenreiz und der Vöglein Gesang nichts gelten, wenn der hohe Nutzen in Betracht kommt, den die medizinische Wissenschaft aus den vegetabilischen und animalischen Wesen zieht.

Es ist darum durchaus nicht verwunderlich, wenn der Wald von Zlatna, durch den der Dichter so oft gewandert, von diesem also besungen wird:

Der Wald, Herr Lisabon, auss dem jhr ohn Beschwerde
Habt Holtz so viel jhr wolt: Er wächst euch auff dem Herde
Und in der Küchen fast, bringt gar sehr schönes Wild,
Das nicht für's Armut ist, und reiche Heller gilt [2]),

oder wenn er fragt:

Welch Baum ist edler auch, der welcher Früchte [träget
Und Speises, oder der so nichts zu nützen pfleget
Als dass er Schatten gibt? [3])

wenn er deshalb ungehalten ist, dass

An Cedern, an Cypressen
Am Lorbeerbaum ist keine Zier vergessen,
Die Früchte desto mehr,

wenn er vom *wunderschönen Brunnen* spricht, *der uns so reichlich tränckt* [4]), wenn er den *Rhein* preist, *dem alle Flüsse weichen müssen*, denn *seine Fruchtbarkeit bringt die schönsten Trauben.*

Selbst da, wo zartere Töne angeschlagen werden, gelangt der praktische Sinn zu Wort; in dem Gedicht

1) 1690. II, 42. 2) I, 132. 3) II, 81. 4) II, 35.

auf den Tod eines jungen Studenten erwähnt Opitz dessen Grabesstätte also: Er schläft

Hier wo die Ill und Breusche
Sich mengen in den Rhein
Mit lieblichem Geräusche, (*delectare*)
Und reich an Früchten seyn. (*prodesse*) [1])

Das Gleiche macht sich bemerkbar, wo er den Grund für Virgils Wunsch, am Fusse des Vesuv, im Anblick Neapels begraben zu ruhen, darin zu finden meint, dass der Berg

trächtig umb und an in schönen Wiesen liegt,
Vieh und Früchte hegt, und kühlen Schatten kriegt,
Mit einer stillen Lust von seines Weines Reben,
Dem alle Zeiten her das gute Zeugnuss geben,
Ihm gehe nichts zuvor [2]).

Man versteht es sehr wohl, dass diejenigen Naturerscheinungen, denen das Nützliche und Ergötzliche abgehen, vom Dichter nicht erwähnt werden oder gar eine abfällige Beurteilung erfahren. Die Nacht mag noch hingehen als *Kummer-wenderin* oder *Arbeit-trösterin* [3]). Fast möchte man bezüglich ihrer sogar einmal an ein tieferes Empfinden [4]) Opitzens glauben, wenn er anhebt: *Jetzundt kompt die Nacht herbey* [5]), aber im Grunde ist dies doch nur eine Illusion, die durch die weiteren Verse:

Vieh und Menschen werden frey,
Die gewünschte Ruh geht an,
Mein sorge kompt heran,

zerstört wird. Völlig in Ungnade steht bei Opitz der

1) II, 118.
2) I, 29.
3) IV, 31.
4) Waldberg, Die deutsche Renaissance-Lyrik. 126.
5) 1624. Ndr. S. 132.

Winter. *Des grauen Winters Leyd, des Winters Härte, die lange Winternacht* sind ständig wiederkehrende Ausdrücke. Der Dichter klagt, dass:

im Winter, der Feld und Wasser schleust durch seinen scharffen West,
Und uns nicht allzuweit hinaus spatziren läst [1]),

dass da

Der Flüsse Strand besteht, der Schiffer fleucht die See,
Der bleiche Wassermann wirfft umb sich Reiff und Schnee,
Der Wind beeysst das Land;

er fragt: *Ist dann nichts, das uns behagen kan auch in der kühlen Zeit?* und als ein Mann, der sich doch in alle Verhältnisse zu schicken versteht, gibt er die treffende Antwort:

Der Lentz muss Kräuter geben,
Der Sommer reiffes Korn, der Herbst die süssen Reben,
Trägt Sommer, Lentz und Herbst Korn, Kraut und Reben ein:
So können wir darmit im Winter frölich seyn [2]).

Wer aber ein recht praktischer Kopf ist, wie sein *Feldmann*, der begnügt sich hiermit nicht:

Wann aber mit dem Eyss un drauhen scharpffen Winden
Der grawe Winter kompt, so kan er doch was finden,
Auch mitten in dem Schnee, das nutzet und ergetzt [3]),

Und dieses ist dann die Ausübung der Jagd, die Ausbesserung der Ackergerätschaften, des Pferdezeugs, die Anfertigung der Netze u. s. w.

Die bisan gebrachten Äusserungen bekunden, dass der Dichter ganz unwillkürlich infolge seiner gar zu grossen Verstandesmässigkeit in der Natur nur das Nützliche und Ergötzliche sucht. Eines Faktors muss

---

1) 1690. II, 72. 2) II. 71. 3) Ndr. 24.

noch Erwähnung getan werden, der seiner natürlichen Neigung Vorschub leistete; er stellt sich dar in den die Zeit beherrschenden religiösen Anschauungen. Der Protestantismus hatte, da er mit der katholischen Tradition brach, auch mit ihrer reichen, so vielgestaltigen Phantasiewelt gebrochen. Ihm blieb nichts als Bibel und Leben. Es hätte gegolten, sich voll und freudig auf das wirkliche Leben zu stützen, dies zu idealisieren [1]). Statt dessen durchzieht eine gewisse Nüchternheit die neue Welt- und Lebensanschauung. Dies macht sich auch bemerkbar in Opitzens Übersetzung des Psalters vom Jahre 1637. Man höre aus dem 104. Psalm, in dem der Psalmist in so einfacher und doch so ergreifender Weise Gott und sein Werk besingt, nur einige Verse nach Opitzens paraphrasierender Übersetzung. Vers 13, 14, 15, die Gottes Fürsorge für Mensch und Tier zum Ausdruck bringen, lauten also:

Du wässerst offt Gefilde, Berg und Stein
Von oben her, dass sich die Erde stärcke,
Und nehme zu von Früchten deiner Wercke.
Du bringest Grass und Futter an den Tag,
Dass sich das Vieh darvon erhalten mag:
Den Menschen muss die Erde Kräuter geben,
Und vieles Korn, den Unterhalt zum Leben.
Sie träget Wein, der Lust im Hertzen macht
Und dem Gesicht auch bringt des Glantzes Pracht,
Dergleichen kaum das Öhle kan gewinnen;
Auch gutes Brod zu stärcken Leib und Sinnen [2]).

Vers 26, 27 sprechen von der Meeresschöpfung:

Was dann die See betrifft, wer will ergründen können

1) C. Lemcke, Von Opitz bis Klopstock. Leipz. 1882. S. 87.
2) 1690. IV, 195.

Das Vieh der reichen Flut und kalte Schuppenheer? . . .
Hier hast du eingesetzt den Walfisch in die Gründe,
Damit er lustig seyn und froehlich schertzen kan [1]).

Vers 19, 20 reden in etwas schwer verständlicher Weise vom Wandel des Tages, der Nacht, des Monats und des Jahres:

Damit das Jahr von uns kan eingetheilet werden,
So muss dess Mondens Radt jetzt leer, jetzt trächtig stehn,
Es weiss des Tages Ziehr, die Kertze dieser Erden,
Die Sonne, welche Zeit sie soll zu Bette gehn [1]).

So grosse Nüchternheit in einer auf hohem Cothurn hinschreitenden Sprache sucht man umsonst bei Schede, Lobwasser und anderen Psalmenübersetzern. Für Bilder wie *das trächtig stehende Radt dess Mondens* und *die Kertze dieser Erden, die Sonne, die zu Bette geht* verlangt man unwillkürlich nach einer Erklärung. Wenden wir uns, um eine solche zu gewinnen, wieder der Schäferdichtung zu.

In der Vorrede zur Psalmenübersetzung findet sich folgender Satz: *Poetische Umbschweiffe und Farben zu gebrauchen wil sich in solchen Schrifften anders nicht schicken, als in Beschreibungen der Weltgeschöpffe, Zeiten, Landschafften und dergleichen: Welches ich mir aber auch nur, wo es sich gefüget, und sehr sparsam zugelassen* [2]). Offenbar fallen die eben gebrachten Proben unter die Gattung *poetischer Umbschweiffe und Farben.* Die Forderung, dass die Form sich dem Inhalt anpasse, ist an sich zwar berechtigt; höchst unpoetisch erscheint sie aber in der vorliegenden Fassung; jener Einklang wird nach Opitz nicht auf natürlichem Wege, ganz von selbst durch ein höheres seelisches Empfinden herbeigeführt, er ist vielmehr

---

1) 1690. III, 175. 2) IV, 11.

das künstliche Produkt des Verstandes, der sich auf den Gegenstand und die Situation besinnt, der nunmehr auf den im Gedächtnis aufgespeicherten Vorrat von *Umbschweiffen und Farben* zurückgreift, um alsdann eine mehr oder minder ausschmückende Tätigkeit aufzunehmen. Die Folge hiervon ist, dass der Dichter mehr über einen Gegenstand reflektiert, als dass er ihn mit Durchdringung des Gefühls wahrhaft und schön zur Darstellung bringt. Die Dichtung verliert so an Realität, und in dem gleichen Grade, wie dies der Fall ist, wird von dem unwillkürlich nach Ersatz suchenden Poeten das formale Element in den Vordergrund geschoben. Hiermit stimmt überein, dass Opitz im Buch von der deutschen Poeterey verlangt, dass der Poete εὐφαντασίωτος sei, d. h. *von sinnreichen Einfällen und Erfindungen*, auf dass *seine Rede eine Art kriege und von der Erden emporsteige* [1]), dass er es als *eine gute* Art *der Übung* hinstellt, *dass wir uns zuweilen aus den Griechischen und Lateinischen Poeten etwas zu übersetzen vornehmen: dadurch denn die Eigenschafft und Glantz der Wörter, die Menge der Figuren, und das Vermögen auch dergleichen zu erfinden zu wege gebracht wird* [2]). Den Geist des Hellenismus, den Geist der italienischen Renaissance, ein vom höchsten Subjektivismus beherrschtes Gefühlsleben hat Opitz nicht verstanden — ein ahnendes Verständnis hat er dafür gehabt zu der Zeit, da die Liebe zu Asterie ihn beherrschte —; was ihm an den Produkten der hier wie dort entstandenen Dichtung gefiel, was er als Vorzug klar erkannte, dies waren die Reinheit, der Glanz und die Zier der Sprache. Sein ganzes Sehnen und Trachten geht nun dahin, die

1) 1690. V (Buch von der deutschen Poeterey), 7.

2) V, 71.

Poesie der Deutschen gleichfalls mit diesen Attributen auszustatten. In dem Gedichte an *Herrn Zincgrefen* fordert er diesen auf, *das Finsternüss besiegen, das Teutscher reden Zier bissher umbhüllet hat;* er fürchtet, dass *die Schreibesucht* der Dichterlinge *der Sprache Zierligkeit wieder in die Flucht verjagen werde* [1]).

Es ist nunmehr leicht erklärlich, warum dem Dichter die Schäferdichtung dauernd als nachahmenswertes Ideal erschien; gerade in dieser war ja das formale Element in übertriebener Weise zur Ausbildung gebracht worden. Als das erotische Moment, das Opitz ursprünglich noch gefesselt, welches mitgewirkt, dass er zu jener sich hingezogen fühlte, als dieses infolge des bewussten Bruches mit der Liebespoesie [2]) für ihn bedeutungslos geworden war, da bleibt er der pastoralen Dichtung des äusseren Glanzes, der äusseren Zier wegen gleichwohl treu; er bezeichnet sie als die *nicht weniger nutzbare als lustige Art Schrifften, mit der unsere Sprache mehr und mehr bereichert* [3]) zu werden verdiene.

Vergil hatte die verhängnisvolle Tat vollbracht, die Hirtendichtung allegorisch umzugestalten; die Poeten der Renaissance waren ihm von Petrarka ab in seinem Tun gefolgt. Hatte Theokrit in seinen Idyllen aus Freude an der Wirklichkeit wahre Hirten, ihr urwüchsiges, frisches Leben gezeichnet, so gingen jene in nachahmender Tätigkeit vorzüglich darauf aus eine Maskerade zu inszenieren, lebende Personen aus der nächsten oder weiteren Umgebung im Hirtenkostüm, in der Schäferlandschaft auftreten zu lassen. Die

1) 1690. II, 27 ff.

2) Man findet das Nähere hierüber im 3. Kap. dieser Arbeit.

3) II, 245.

Hirtengestalt und das ländliche Leben stellen sich somit als etwas rein Formales dar. Mochte es nun auch einem Vergil wie einem Petrarca ob ihres warmen Naturempfindens noch gelingen, ein gewisses Leben in die Darstellung zu bringen, das Konventionelle tritt in den Werken ihrer Nachahmer, insbesondere in den Schäferromanen, in denen nachgerade an die Stelle bestimmter Persönlichkeiten ganz allgemein Menschen getreten waren, die den Kreisen der Gebildeten angehörten, mehr und mehr zu Tag; die landschaftliche Umgebung wird zur toten Dekoration. Der deutsche Dichter nun, den der äussere Glanz angezogen, hatte genug des nüchternen Verstandes, dass er die erstarrten Motive begreifen, genug der Gedächtniskraft, dass er sie und die einzelnen Requisite jener Dekoration in der Erinnerung behalten konnte.

Es wird nicht wundernehmen, dass es für den Theoretiker Opitz eine Technik der Hirtendichtung gibt. In der Vorrede zur Übersetzung von Salomons Hohem Lied findet sich eine Auslassung, die dies bezeugt, die aber auch deshalb noch Beachtung verdient, weil sie charakteristisch ist für das Naturempfinden der Schäfer, für die Behandlung der Natur in der pastoralen Dichtung. Opitz geht davon aus, dass Salomons *zierliche Worte so weit über andere gehen, so weit zeitlicher Wollust von der himmlischen übertroffen wird;* sodann ermahnt er den Leser, dass *Er gedenke, dass die Poeterey so wenig ohn Farben, als wenig der Früling ohne Blumen seyn soll.* Nun spendet er Salomon hohes Lob: *Wie er dann, als der von einem andern Geiste weder die Heydnischen Poeten angeblasen wird, an diesem Orte alle Ziehr, Art und Eygenschaft der Eclogen der Hirtengedichte begriffen hat. Es sind, wie auch von andern auffgezeichnet worden, hierbey keine*

andere Personen als Hirten, keine andere Worte als von der Liebe, keine Vergleichungen und Exempel als vom Felde genommen. Sie verlassen die Stadt, bleiben auff den Aeckern, essen in den Gärten, singen umb das Obst und die Bäume. Der Virgilianische Corydon sucht in der Mittagshitze seinen Alexis, als er spricht:

At mecum raucis, tua dum vestigia lustro,
Sole sub ardenti resonant arbusta cicadis;
In dem die Sonne brennt, und ich gleich nach dir lauffe,
Erhebt sein raues Lied der Feldheuschrecken Hauffe:

Also eylet die Salomonische Buhlschafft ihrem Freunde nach, fraget wo er weyde, wo er zu Mittag liege[1]) u. s. w. Diese wenigen Sätze geben in nuce ein Bild von dem Naturempfinden des Schäferdichters Opitz, sie begreifen alle die Momente in sich, die für eine Darstellung der Natur, welche dieser vornimmt, von Bedeutung sind.

Es ergibt sich vorerst, dass die Motive, die hier der Freude am ländlichen Leben unterliegen, hinsichtlich ihres ästhetischen Wertes auf recht niedrigem Niveau stehen. Völlig negativen Charakters ist das oben bereits kurz erwähnte, das sich kundgibt in einem Gefühl des Wohlbehagens, welches den Stadtmenschen durchzieht, wenn er dem Hader und Gezänk der Parteien, wenn er einer Umgebung glücklich entronnen ist, in der *der Ehrgeitz seine netze gestellt, wo der Golddurst regiert, wo sich Gemüt und Mund mit scheinbarem beginnen und falschen Tücken deckt; wo diss die Zunge sagt, hergegen in den Sinnen gar weit ein anders steckt*[2]). Das Gefühl, das am stärksten in diesen Menschen, *die die Stadt verlassen, die der Stadt Beschwer* oder, wie noch häufiger betont wird, *die Last*

1) 1690. III, 6 f. 2) II, 158.

der Höfe [1]) mit dem Hirtenleben *vertauschen*, sich geltend macht, ist das der Ruhe: *In dem ein weiser Sinn des Hoffes glatten Worten Und Last entgangen ist, So weicht er in sich selbst, und hat an solchen Orten Ihm Muss' und Ruh erkiest* [2]). Diese physisch wohltuende Ruhe ist es, die der Dichter im Auge hat, wenn er nunmehr die Natur *ein Wohnhauss aller Ruh* [3]) nennt, nicht aber jene heilige Ruhe, die in die Seele zieht, wenn das Auge des Geistes die Natur in ihrer Erhabenheit und Majestät erschaut.

Die Opitzschen Hirten *essen in den Gärten, singen umb das Obst und die Bäume.* Die Motive werden hier positiver Natur; sie wurzeln in den dem Dichter wohlbekannten Prinzipien des Nutzens und des Ergötzens. Diese Schäfer, die in ihrem phantastischen Arkadien sich dem *dolce far niente* hingeben, haben eben eine Natur, die ihren Leibesbedürfnissen Rechnung trägt, die alles zu ihrer Bequemlichkeit, ihrem Vergnügen eingerichtet hat, höchst vonnöten. Opitz versteht es nicht übel, nüchterne Denkweise hinter einer gezierten Form zu verbergen, so z. B., wenn er in der Hercinie den Conschäfern in wohlgesetzter Rede folgendes kundgibt: *Ihr könnet aus der lustigen Gelegenheit dess Ortes, wo nicht ferren so fruchtbare Berge und Hügel ringes herumb, ... leichtlich absehen, dass die Natur diss heilsame Wasser in so köstliches Landt, als einen fürnehmen Stein in einen güldenen Ring, habe versetzen wollen.* Welche Bewandtnis es nun auch mit diesem Wasser

---

1) Viele Poeten lenken um diese Zeit ihre Angriffe gegen das entsittlichte Leben und Treiben an den Höfen. Man vergleiche hierzu: *Aegidius Albertinus: Zwey schöne Tractätl, dern das eine contemptus vitae aulicae et laus ruris* u. s. w. 1598 (nach dem Italienischen des *Antonius Guevara*).

2) II, 158. 3) Ndr. S. 127. 4) 1690. II, 290.

hat, *so geben doch die kräfftigen und heilsamen Wirckungen, dass es der Gesundheit des Menschen, (welcher wegen auch so viel Blumen und Kräuter wachsen müssen) . . ., fürnehmlich zum besten geschehe.* Dasselbe ist der Fall, wo er die Nymphe Hercinie die Flüsse, die in dem von ihr beherrschten Gebiet des Riesengebirges entspringen, aufzählen lässt: Es sind die Flüsse, *darvon so viele Felder befeuchtet, so viel Flecken und Städten versorget werden, der fischreiche klare Bober . . ., die Iser, welcher wir zwar wenig Wasser, dennoch aber so viel andere reiche Gaben verliehen, dass sie den Mangel des Gewässers darmit wol ersetzen kan* [1]).

Gerade aus diesem Satze glaubt man den Gedanken herauslesen zu müssen: Die Natur, deren Vertreterin hier die Nymphe ist, erachtet sich gewissermassen dem Menschen gegenüber zu Diensten verpflichtet, glaubt ihm nicht genug des Nützlichen und Angenehmen bieten zu können. Es passt dieser Gedanke vortrefflich in die Opitzsche Anschauungsweise. Die Gegend, die Landschaft, in der er bezw. seine Hirten sich aufzuhalten belieben, ist stets *ein Meisterstück der Natur* [2]). Jetzt weilt er mit der Gambara an den *schönen Wasserbächen, an denen die Gaben gar erschöpfft sind, die ander örter sonst fast sparsamlich geniessen* [3]), dann sehnt er sich nach der *Liebsten Vatterlandt: dem allerschoensten Ort der Flüss und kalten Bronnen, Dahin sich alle Zier und Lust hat eingestalt, Dahin sich alles Gut begeben mannigfalt, So jemals worden ist beschienen von der Sonnen* [4]), oder aber er geht mit Venus nach *Engelland* in jenes *lustig grune Thal, mit Gaben der Natur gezieret uberal, wo die Wiese*

1) 1690. II, 260 f. 2) II, 245. 3) Ndr. S. 85. 4) S. 117

wirdt erfrischt von vielen süssen Bronnen, Die Blumen und das Gras ist niemahls abgemeiht, An Winters statt ist Herbst an Sommers Frülingzeit [1]). Einem gewissen Berge, den er ersteigt, weil er von seiner Höhe der Liebsten Heimat zu erschauen vermag, macht er ein niedliches Kompliment:

So weiss ich auch, dass man sonst nirgendt findt
Mit solcher Zier ein einig Orth umbgeben,
Natura hat die Lust allher gesetzet,
Dass, die auf dich mit Müh gestiegen sindt,
Hinwiederumb auch würden recht ergetzet [2]).

Zuweilen erfährt die Gebefreudigkeit der Natur auch eine religiöse Motivierung. So ist es denn die *mildreiche Versehung und Güte Gottes, dessen gnädigste Austheilung ein Land mit dieser, das andere mit jener Eygenschafft und Güte begabet hat.* In diesem Sinne hat nach Buchners Ansicht *die Magd des Höchsten, die gütige Natur sich an der See, den Flüssen und Quellen ausgelassen und ihr bestes Meisterstück erwiesen* [3]).

Nutzen und Ergötzen bestimmen den Dichter in der Wahl der Epitheta, der Attribute, der Bilder. Was er erschaut, ist nützlich, fruchtbar, trächtig, kostbar, lieblich, freundlich, anmutig, lustig u. s. w. So begegnet er *lustigen Bächen, lustigen Püschlein, lustigen Grotten, lustigen Bergen, Wäldern und Wiesen*, spricht er von *artlichen Brunnen, lieblichen Rosen, lieblichen Strahlen der Sonne* und gar von dem *anmuthigen Riesengebirge.* Der Gebrauch solcher Beiwörter verleiht den Äusserungen über eine bestimmte Gegend ein rein konventionelles Gepräge. Wenn drum Opitz *denen Ehrenvesten Herren Rathmannen der Stadt Bresslaw* diese Stadt folgendermassen schildert: *Sie lieget in einer*

1) Ndr. 53. 2) S. 81. 3) 1690. II, 288.

so anmuthigen und gesunden Ebene, in so traechtigem Boden, zwischen so lustigem Gepüsche, Thälern, Werdern und Wiesen, ist inner und ausser jhrem Bezirck mit so kostbaren Gärten gezieret, und hat solchen Zuwachs von allerhand Getreide, Früchten und Kräutern, dass jhr nichts an etwas, das besser wäre, wann es vorhanden wäre, zu mangeln scheinet[1]), so hat er eine Beschreibung gegeben, die eben so sehr oder auch eben so wenig auf jede andere Stadt zutreffen würde.

Die Nüchternheit des Gedankens macht sich um so stärker bemerkbar, je vornehmer die poetische Form ist, in die er gegossen ist. Die bildlichen Elemente in der dichterischen Form gehen darauf aus, unter Beachtung des Attributs der Schönheit Vorstellungen sinnlich anschaulicher und wirksamer zu gestalten. Dadurch nun, dass der Schäferdichter bei der Schaffung des Bildes nur mehr an den Nutzen der Naturerscheinung denkt, handelt er dem Wesen des Schönen entgegen, das darin besteht, dass es selbstlos, nur kraft der Anschauung gefällt. Nicht nur befremdlich wegen der Gesuchtheit, sondern direkt unpoetisch erscheinen somit jene in Anreden und Appositionen ständig wiederkehrenden Bilder, in denen auftreten: Die Sonne als *Kerze dieser Erde*[2]), als *das schöne Liecht des Erdbodens*[3]), *das grosse Liecht der Erden*[4]), *die Fackel der Welt*[5]), das Sternbild des Bären als *das klare Segelliecht*[6]), der warme Brunnen zu Hirschberg als *der Quell der Heylsamkeit, der berühmbte Arzt der Glieder*[7]), der Herbst als *Obst und Traubenmann*[8]), die Bienen als *Honigmacherinnen*[9]).

Doch es handelt sich hier weniger um eine

1) 1690. III, S. (282). 2) III, 175. 3) II, 295.
4) I, 63 u. Ndr. S. 72. 5) II, 295. 6) II, 24.
7) II, 14. 8) Ndr. S. 28. 9) Ndr. S. 27.

ästhetische Beurteilung des dichterischen Schaffens, als vielmehr um eine besonnene Zusammensetzung der Tatsachen und die ruhige Darlegung der im Dichter sich abspielenden psychologischen Vorgänge. Folgt man den letzteren, so findet man, dass gerade bei der Schaffung der Bilder Opitz jene Handlung vollführt, die v. Waldberg[1]) treffend als die Entthronung der Natur bezeichnet hat. Aus der bis jetzt geschilderten Behandlung der Natur konnte man ständig heraushören, dass Opitz den Menschen für der Natur übergeordnet erachtet. Bestärkt wurde er, wie unten noch ausführlicher wird dargelegt werden, in diesem selbstbewussten Gedanken durch die Beschäftigung mit der die Weltverachtung lehrenden, den Begriff der Persönlichkeit hervorhebenden Lehre der Stoa. Die Folge solcher Denkweise ist, dass dem Dichter die Natur in den einzelnen Erscheinungen und Vorgängen, als der Wiederschein des menschlichen Lebens[1]) vorkommt. Unter Zugrundelegung menschlicher Verhältnisse spricht Opitz von dem *Saal der gantzen Welt*[2]), *von der Hütte der Welt*[2]), von des *Himmels Saal*[3]). Die vier Himmelsrichtungen sind *die Ecken des Himmels*[4]). So redet er weiter vom Himmel *dem schönen Baw*[5]), von der *hohen Himmelsstat*[5]), vom Firmament als *des Himmels Dach*[6]) oder *dem ungedeckten Dach des Himmels*[7]), *dem runden Zelt des blawen Himmels*[8]), spricht von dem *schönen Baw der Erden*[9]), von *der Erden schönem Hauss*[10]). Einen Schritt weiter gehend lässt er die einzelnen Naturkörper die trivialsten menschlichen Handlungen verrichten. Die Natur als solche

---

1) a. a. O. S. 127 f. 2) 1690. II, 26. 3) II, 96.
4) II, 21. 5) IV, 136. 169. 193. 6) II, 19.
7) II, 8. 8) II, 53. 9) II, 165. 10) IV, 198.

ist ein *grosser Mensch*[1]). *Die Sonne erwacht* am Morgen *aus jhrer Ruh und macht Wald und Feld mit jhr munter*[2]); *wann sie auss jhrer Kammer geht, dann lacht sie den Weldkreiss an*[3]); *wenn sie sich freuet, wird sie röther auff den Wangen*[4]); *mit ihrem Wagen fährt sie umb das gläserne Feld deh Himmels*[5]); *mit dem Monde reist sie durch den runden Himmel*[6]); *sie mahlt das Land und breite Meer*[7]) sowie *der Wolcken blaue Tracht*[8]), am Abend eilt sie ihrem *Schlaffgemach*[9]), ihrer *Wiege*[10]) zu, *geht sie zu bette*[11]). Häufig genug verfällt der Dichter hiebei in den Fehler der Katachrese, d. h. er vermengt die verschiedensten Bildlichkeiten innerhalb desselben Gedankens[12]). So ergeben sich denn Ungereimtheiten, wie *der schöne Himmelsschilt muss, so oft es Abend wird, zu Rüste gehen*[13]) oder *das Radt des Monden muss jetzt leer, jetzt traechtig stehn*[14]).

Es verdient Beachtung, dass diese unpoetische Vermenschlichung der Natur in einem Verhältnis des Kausalnexus sich befindet zur antiken mythologischen Personifikation. „Diese hatte das Lebensvolle, das in den Naturerscheinungen hervortritt, zu persönlichen göttlichen Wesen hypostasiert, an die das fromme Gemüt glaubte, hatte diese mit den Erscheinungsformen verwechselt[15])". Es kann keine Rede davon sein, dass die Schäferdichter, die die mythologische Personifikation in Anwendung bringen, jenen frommen Glauben ge-

1) II, 256. 2) IV, 196. 3) II, 183. 4) II, 34.
5) Ndr. S. 43. 6) IV, 136. 7) II, 49. 8) II, 58
9) II, 32, cf. Ndr. S. 25. 56. 65. 10) II, 18.
11) II, 32. cf. Ndr. 96: *Die Sonn hat sich verkrochen.*
12) cf. R. Beckherrn: M. Opitz, P. Ronsard und D. Heinsius (Königsb. Diss. 1888) S. 62. 13) II, 283. 14) IV, 175.
15) A. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen. 1882, S. 17.

habt; Opitz bekennt, dass es lediglich das Interesse für die Form, die Freude an den *praechtigen hohen Worten ist*, die ihn leitet: *In wichtigen Sachen, da von Göttern, Helden, Königen, Fürsten, Städten, und dergleichen gehandelt wird, muss man ansehnliche, volle und heftige Reden vorbringen, und ein Ding nicht nur bloss nennen, sondern mit praechtigen hohen Worten umbschreiben. Virgilius sagt nicht: die oder luce sequenti, sondern:*

Ubi primos crastinus ortus
Extulerit Titan, radiisque retexerit orbem.
Wann Titan morgen wird sein helles Licht auffstecken,
Und durch der Stralen Glantz die grosse Welt entdecken[1]).

In der poetischen Praxis macht Opitz den reichsten Gebrauch von dieser *hohen Art zu reden*; er stört sich wenig daran, ob die *Sachen wichtige, mittele*[2]) oder *niedrige* sind. So heisst es: *Wann Phoebus auff die Wachte geht, Tritt ab der Mond, kompt er heran, Muss Phoebus dann zu Betthe gan*[3]). Die Zeitdauer eines Tages wird ausgedrückt: *Wann Phöbus auff den Morgen, Das helle Liecht auffsteckt und auff die kühle Nacht Hinweg sich wiederumb mit seinem Wagen macht*[4]), die einer Nacht: *Wann sich der bleiche Mond hat auff die Bahn gemacht, Und wann die Morgenröth ist wiederumb erwacht*[5]). Der Ausdruck von „Ost zu West" wird umschrieben: *Von dar die schöne Sonn auss jhrem Beth auffsteht, Und widerumb zu Ruh mit jhren Pferden geht*[6]). Statt:

1) 1690. V, 41.

2) Ebendort charakterisiert Opitz *die mittele oder gleiche Art zu reden*, dahin, dass sie *zwar mit ihrer Zier über die niedrige steiget, und dennoch zu der hohen Anpracht und grossen Worten noch nicht gelanget.*

3) Ndr. 82. 4) 1690. II, 96. 5) II, 80. 6) Ndr. 25

seit sieben Monaten: sagt der Dichter: *Sieben mal, als wie ich meine, hat Diane Hörner kriegt, seyd*[1]) u. s. w.

Die bisheran gewonnenen Eindrücke von dem prosaischen Naturempfinden des Schäferdichters Opitz sowie von der die Darstellung einzelner Naturerscheinungen beherrschenden Manier werden verstärkt, wenn man die Art und Weise ins Auge fasst, wie er die Landschaft auffasst, wie er sie wiedergibt. Man möchte glauben, dass der Dichter für diese ein besonderes Interesse gehegt, wenn man eine Äusserung vernimmt, die er kurz nach dem Verlassen von Beuthen seinem Vetter Kirchner gegenüber getan; hienach wäre der Dichter, wenigstens zeitweilig, von dem Wunsche beseelt gewesen, seine ganze dichterische Kraft einzig und allein der Darstellung der Landschaft zu leihen:

Haec quoque carminibus loca felicissima causam
Sufficerent forsan materiemque meis[2]),

ruft er, nachdem er zuvor die schäferliche Landschaft durcheilt ist. Man ist sehr enttäuscht, vergewissert man sich nunmehr darüber, in welcher Form eine Landschaft vor des Dichters Augen steht. Zlatna, wo er ein Jahr geweilt, schildert er folgendermassen:

Wo will ich aber hin? Ich soll von Zlatna schreiben,
Das den Verdruss der Zeit mir kan so wol vertreiben
Mit seiner grossen Lust. Ich suche was ich will,
So find ich da genung, und mehr noch als zuviel:
Geliebet dir ein Berg? Hier stehen sie mit Hauffen.
Ein Wasser? siehe da den schönen Ampul lauffen.

1) II, 134. Ähnliche Zeitumschreibungen finden sich noch Ndr. S. 53; 1690. I, 31. II, 68. 97. 184. 271. III, 265. Sie treten auf als formelhafte Eingangsverse: Ndr. 20. 124. II, 134. 196.

2) 1690. II, 345.

Ein schönes grünes Thal; Geh auff Trajani Feld:
In Summa Zlatna ist wie eine kleine Welt [1]).

---

1) 1690. I, 131. Im Anschluss an diese Zeilen gibt Opitz noch eine detailliertere Schilderung. Für die letzten fünf Verse nennt er als Quelle des Ausonius *Mosella*. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, dass die ganze Beschreibung aus verschiedenen Partieen jenes Gedichtes zusammengeschweisst ist:

D. M. Ausonii, Opuscula. Ed. R. Peiper. Leipz. 1886. S. 120 ff.:

Es gibt die frische Bach,
Vor Zeiten Apulus, auch keinem Flusse nach.
Sie pflegt nicht faulen Schleim an jhren Rand zu führen,
Zeigt bald den klaren Grund.
Es mag die Häuser zieren
Mit Marmor, wer da wil; Ich lobe solche Pracht,
Die ausser Menschen-List natürlich ist gemacht.
Mehr sind auch Fische hier, die ich doch theils nicht kenne,
Der ich ein Fischer bin, theils lieber ess als nenne.
Wo irgend Najades an einem Wasser sind
So glaub' ich, dass man sie bey diesem Flusse find,
Dass hier die Satyri der Nymphen Gunst zu haben,
Und der verbuhlte Pan umbher am Ufer traben,
Und eylen ihnen nach. Wie schöne sieht es auss,
Wann nun der Abendstern des Himmels blaue Hauss

Vers 45: Tu neque limigenis ripam praetexeris ulvis
Nec piger immundo perfundis litora caeno: . .
Vers 48: I nunc, et Phrygiis sola levia consere crustis
Tendens marmoreum laqueata per atria campum.
Ast ego despectis quae census opesque dederunt,
Naturae mirabor opus, . . .
Vers 75: Intentos tamen usque oculos errore fatigant
Interludentes, examina lubrica, pisces.
Sed neque tot species obliquatosque natatus
Quaeque per adversum succedunt agmina flumen,
Nominaque et cunctos numerosae stirpis alumnos
Edere fas; . . .
Vers 170: Hic ego et agrestes Satyros et glauca tuentes
Naïdas extremis credam concurrere ripis.
Capripedes agitat cum laeta protervia Panas

Man versteht sehr wohl das innere Widerstreben, mit dem der Dichter an die Lösung seiner Aufgabe herantritt. Vor seinem Geiste steht eben kein Bild; es fehlt ihm das Vermögen der Anschauung; verstandesmässig zählt er aus der Erinnerung heraus die gewöhnlichsten Bestandteile einer jeden Landschaft auf. Es fehlt ihm sodann gänzlich die Kraft der Gestaltung; durch das Einteilen in Berg, Wasser, Tal, durch die Einführung dieser Elemente in Frageform vollzieht er eher den Akt der Auflösung, als den der Zusammensetzung zum einheitlichen Ganzen. Ebenso wenig gelingt dem Dichter die anschauliche Zeichnung des Einzeldings. Der Mangel jedes höheren Empfindens zwingt ihn hier, entweder Merkmale allgemeiner Natur, die ihm die Erfahrung zur Hand gibt, hervorzuheben, oder aber nicht weniger allgemein in Vergleichen zu reden, bei denen er sein Wissen zu bekunden vermag. Es möchte wohl kaum etwas Inhaltloseres geben, als die Phrase: *Ich suche was ich will, So findt ich da genung, und mehr noch als zuviel.* Wo bleibt die Anschaulichkeit, die Lebendigkeit der Vorstellung, wenn die Berge *mit Hauffen da* stehen, wenn es der Blumen *vielerhand* gibt, wenn diese derart sind, dass *von allen Seiten Gesicht und Sinn erquickt wird?* Schwerlich wird im

---

Mit seinem Liechte ziert, wirfft von der Berge Spitzen
Den Schatten in den Fluss an dem die Voegel sitzen,
Und singen überlaut? Es scheint der Wald folgt nach,
Gleichwie das Wasser scheust und schwimmet in der Bach.

Insultantque vadis trepidasque sub amne sorores
Terrent, indocili pulsantes verbere fluctum.
Vers 192: Quis color ille vadis, seras cum propulit umbras
Hesperus et viridi perfundit monte Mosellam!
Tola natant crispis juga motibus . .

Leser ein Bild entstehen, wenn der Dichter beim Akt der Vergleichung direkte oder indirekte Superlative erzielt, wie *die frische Bach Apulus gibt keinem Flusse nach*, oder *die Kräuter* sind solcher Art, dass *Dergleichen Hybla selbst und Pelion nicht trägt, Von denen man doch sonst so viel zu sagen pflegt*[1]).

Wie bei der Bewertung einzelner Naturerscheinungen dasjenige den höchsten Rang einnimmt, welches dem Nutzen und Ergötzen des Menschen am meisten dient, so bevorzugt der Dichter auch in der Landschaft das, was in ihm die Gefühle des Behagens und der Lust am stärksten hervorruft. Ein frohes Wandern ist ihm gänzlich unbekannt; ihm sagt die freie ungekünstelte Natur nicht zu; er geht fein, vorsichtig *spatzieren*[2]), und so ist denn sein Ideal der Garten[3]). *Geliebt dir zu spatzieren?* fragt er in Vielguet; er versichert alsdann:

Hier kanst du dich zur Lust der Gärten lassen führen,
An welchen die Natur nicht wenig hat gebaut
Und reichlich sich erzeigt[4]).

Es ist begreiflich, dass *die Welt ein Garten ist*[5]), da ein solcher ja das Produkt *der künstlichen Natur* ist, die u. a. *an Zlatna ihr Meisterrecht gethan*[6]), die ihr *Meisterstück* geliefert an der Landschaft in der Hercinie: diese *lieget unter dem anmuthigen Riesenberge in*

1) 1690. I, 131.

2) Opitz konstatiert mit Unbehagen, *dass der Winter uns nicht allzuweit hinaus spatziren läst* (II, 72). Selbst eine weitere Reise ist ein Spaziergang; so ist einer seiner Freunde von Basel aus nach Norddeutschland bis *an den Rein her spatziret* (II, 41). Die Landschaft *scheint* ihm *ein Spatzierplatz der liebhabenden Gemüther zu seyn* (II, 286).

3) Waldberg a. a. O. S. 126. 4) I, 61.

5) I, 422. 6) I, 132

einem Thal, dessen weitschweifftiger Umbkreiss einem halben Circkel gleichet, und mit vielen hohen Warten, schönen Bächen, Dörffern, Majerhöfen und Schäffereyen erfüllet ist [1]).

Als ein rein äusserliches Ausstattungsmittel der Opitzschen Schäferlandschaft erscheinen jene dämonischen Wesen, welche die antike Dichtung in Wald und Feld, im Strom und im Meer ihr Wesen treiben liess, und die in jener „der plastisch-religiöse Ausdruck eines innigen Naturgefühls" sind [2]). Opitz erklärt höchst nüchtern: *Die Heyden haben unter anderen Göttern auch unterschiedener Art Nymphen ertichtet: Nereides, die dem Meer vorstehen, Najades den Flüssen und Weyern, Orcades den Bergen, Napeen und Dryades den Wäldern, Blumen und Kräutern, und Hamadryades eintzelen Bäumen* [3]). Diese Nymphen müssen nun im Verein mit den *Satyri*, welche ihm *Waldgötzen sind, welche auff ihr Alter, wie Pausanius bezeuget, Sileni genant worden* [3]), unter Leitung des zumeist *„verbuhlten" Pan* zur Belebung der arkadischen Landschaft, die deshalb eine *Herberge der Waldnimfen* [4]), *ein Lusthaus der Nimfen und Waldgötter* [5]) genannt wird, beitragen [6]).

Aus den bisherigen Ausführungen, die Opitzens schäferlicher Naturbehandlung unter ganz allgemeinen

---

1) II, 245. 2) Biese a. a. O. S. 10. 3) I, 146.
4) II, 286. 5) II, 245.
6) Immer und immer wieder lässt der Dichter diese mythologischen Gottheiten auftreten. In der *Daphnis Ecloga* müssen sie Stellung nehmen zu seinen ersten poetischen Versuchen: *Pan has laudavit avenas, Et Satyri, Faunique, et monticolae Sylvani.* Bezüglich ihres Auftretens in der Landschaft vergleiche man noch: Ndr. S. 38. 104. 111; 1690: I, 61. 131. 146. II, 261 f. 274.

Gesichtspunkten nahegetreten, resultiert, dass des Dichters Naturempfinden ausschliesslich in den niederen äusseren Sinnen gründet, dass seiner Auffassung und Bewertung einzelner Naturerscheinungen die Massstäbe des Nützlichen und Ergötzlichen zu grunde liegen, dass er in der poetischen Darstellung für den mit mythologischem Beiwerk überladenen nüchternen Inhalt in der gesuchten Ausdrucksweise, in der mit Epitheta, Bildern und Figuren reichlich versehenen Sprache geflissentlich eine gezierte Form sucht [1]).

Wie erscheint dem Dichter nunmehr die Natur, wenn in ihm höhere Empfindungen, die jene zu erregen nicht imstande war, durch andere Anlässe bereits wachgerufen sind? Wie erscheint sie ihm, wenn die Liebe, die ihn doch recht eigentlich der pastoralen Dichtung zugeführt, seinem Gefühlsleben höheren Schwung verliehen hat?

Schon früh hatte Opitz, wie bereits dargelegt wurde, erkannt, dass das erotische Moment in der pastoralen Dichtung eine gewichtige Rolle spielte.

---

1) In dem Gedicht: *Dass die Poeterey unsterblich sey* (Ndr. S. 127) findet sich folgende Äusserung:

Ihr Oerter voller Frewd, jhr auffenthalt der Hirten,
Ihr Bäch, jhr Ahornbäwm, jhr Quell, jhr zarten Myrten,
Ihr Thäler, jhr Gebirg, jhr schönen Blümelein,
Ihr Wohnhauss aller Ruh, bey euch wünsch ich zu sein,
Bey euch wünsch ich zu sein; von ewrer Lust besessen,
Will ich dess jrrdischen und meiner selbst vergessen.

Es lässt sich auch noch nicht eine auf die Natur bezugnehmende Äussernng beibringen, die zu beweisen vermöchte, dass O. jemals nach dem in den letzten Versen ausgesprochenen schönen Gedanken gehandelt hätte. Im günstigsten Falle beweist die Stelle nur, dass es dem Dichter nicht gänzlich unbekannt gewesen, dass der Mensch im Verkehr mit der Natur sich dieser auch selbstlos zu überlassen vermag.

Man sah, wie er Gewicht darauf legte, dass im Hohen Liede, da *alle Ziehr, Art und Eygenschafft der Hirtengedichte begriffen* sind, dass dort *keine andere Worte als von der Liebe* gesprochen werden. Im *Lust dess Feldbaues* hat der *Feldmann* das Vergnügen, zu hören, *wie sein Hirte schön von seiner Phyllis singt, Die hinder einen Baum sich hatte nechst verkrochen, Als er jhr schönes Obst und Blumen abgebrochen* [1]). In Zlatna bemerkt Herr Lisabon, wie

Der schwartze Schäffer steht bey einer hohen Linden
Gelehnet auff den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebsten Nahmen ein, bald schwingt er in die Höh
Ein treues Hirtenlied von seiner Galathee [2]).

Etwas banal erscheinen die hier gezeichneten Situationen; gar zu trivial ist in ihnen das Motiv der Liebe behandelt. Aber es trifft der in diesen Worten liegende Vorwurf weniger den deutschen Dichter als vielmehr seine Vorbilder, die Montreux, Urfé, Montemajor, Sidney sowie jene niederländischen Renaissancepoeten, die — insbesondere die ersteren — durch die konventionelle Ausgestaltung des ihnen von den Petrarca, Tasso, Sannazar, Guarini überlieferten, schönen Dichtergutes aus lebensvollen Motiven tote Schemen gemacht, die an die Stelle des Gefühlsindividualismus ein verstandesmässiges Selbstbewustsein gesetzt hatten. Unter dem Einfluss ihrer Denkweise stehend, hätte auch eine weniger nüchtern veranlagte Natur als Opitz zu dem Resultat gelangen können, dass *die Liebe gleichsam ein Wetzstein* sei, *an dem die Poeten ihren subtilen Verstand schärffen, so dass sie niehmals mehr sinnreiche Gedancken und Einfälle haben, als wann sie von ihrer Buhlschafften himmlischen*

1) Ndr. S. 27. 2) I, 138.

Schöne, Jugend, Freundligkeit, Hass und Gunst reden [1]), hätte mit jenem sagen können:

Pontanus, Aretin, Secundus, Sannazar,
Mein Ronsard, Scaliger, Lotich und wie die Schar
Der grossen Leute heist, die haben ihre Sinnen [2]),
Und unerschöpfften Witz, nie höher bringen können,
Als wenn die strenge Brunst, die Krankheit ohne Rath,
Die Pest der theuren Zeit sie angesprenget hat [2]).

Was nun die Behandlung der Natur in der O.schen Liebesdichtung angeht, es unterliegt diese einem natürlichen Zwiespalt, der hervorgeht aus dem in dem Dichter sich abspielenden Mit- bezw. Gegeneinanderwirken von Empfinden und Verstand. Es ist nicht zu leugnen, dass Opitz in den Jahren, da ihn die Liebe zur Asterie, Sylvia, Vandala und Flavia erfüllte, wahr und tief zu empfinden vermochte; manches Poem legt hierfür Zeugnis ab. Motive, die der poetischen Verwebung von Natur- und Liebesleben entstammen, hat er nicht selten, insbesondere da, wo er sich in Abhängigkeit von der hellenistischen Dichtung befindet, in ihrer ursprünglischen Reinheit erfasst. Tritt nun aber der Verstand bei ihm in Aktion, gewinnt dieser die Oberhand über die Empfindungen, gelangt er gar zur Alleinherrschaft, hebt er an, aus der Dichtung der Vorbilder die einzelnen Motive herauszuschälen, diese zu zersetzen, aufzulösen und zu schematisieren, dann flieht aus denselben das Leben, so weit es nicht schon, wie dies eben in der pastoralen Dichtung der Fall war, bereits erstickt war. Was

---

1) V S. 11.

2) II, 178. Unter den *Sinnen* versteht O. den Scharfsinn; man vergleiche aus der voraufgehenden Stelle den Ausdruck: *sinnreiche Gedancken und Einfälle*.

übrig bleibt, ist Formelkram; was nunmehr Neues geschaffen wird, ist gleichfalls Formelkram; alles Nähere wird ein Eingehen auf die einzelnen Motive erweisen.

Es sind bekanntlich nach Opitz in der idealen Schäferdichtung *keine Vergleichungen und Exempel als vom Felde genommen.* Bei der Vergleichung der Geliebten mit der Natur beschäftigt sich der Dichter vorzüglich mit den Augen der ersteren. Man versteht das recht wohl; bekennt er doch in dem Gedicht *An die Teutsche Nation:*

In jhren Äugelein hab ich das alles funden,
Was ich mich in diss Buch zuschreiben underwunden [1]),

nachdem er bereits früher sich dahin geäussert, dass die Augen den Liebhaber berücken, dass ihr Feuer ihn verzehrt:

Sic ubi virgineis deceptus amator ocellis
Ardet, et implacido tactus ab igne perit [2]),

oder:

His quoque numen inest, instinctu surgimus illo:
Spiritus ex oculis virginis iste venit [3]).

Gott Amor findet durch sie den Weg in der Männer Herzen:

Doch kan uns sonderlich der Augenglantz versehren,
Das wunderschöne Liecht thut allesampt bethören,
Die Augen sein die Strass, die Augen sein der Steg,
Dadurch in unser Hertz Cupido trifft den Weg [4]).

Zum Vergleich übergehend spricht Opitz von der *Augen Welt* [5]), in der *der schöne Sohn, Der grosse-kleine Gott gebauet seinen Thron.* Charakteristisch ist nun, dass das Bild an sich ihm nicht genügt; gleich beginnt er zu reflektieren über die Ähnlichkeit dieser

1) Ndr. S. 14. 2) 1690. II, 338. 3) II, 340.
4) Ndr. 73 f. 5) Ndr. 114.

kleinen Welt mit der grossen, hebt er an, in jener vor allem die vier Elemente herauszutifteln:

Der Augenapffel ist die Kugel dieser Welt,
Das Wasser aber, das der Apffel in sich helt,
Das sind die milden Quell so auss den Bergen schiessen,
Und durch das grüne Thal mit sanfftem Rauschen fliessen.
Der Circkel runde Krantz, der umb den Apffel geht,
Das ist die wilde See die nach der Erden steht,
Der Augen weisser Platz so sich umbher ergeusset,
Das ist die klare Lufft, die Erd und See beschleusset.
Es ist ein wunder ding dass das vierdt Element
Auch in den Augen nicht von andern ist getrennt,
Das Fewer, so durchs Meer gantz hell und lieblich blicket,
Und mit dem schönen Schein uns Muth und Sinn entzücket [1]).

Mit etwas weniger Denkkraft, mit um so grösserer Stärke des Gefühls werden jene aus der hellenistischen Dichtung sich ableitenden Vergleiche durchgeführt, die die Augen der Geliebten als himmlische Gestirne erscheinen lassen. Wie Platon seinen Aster, so lässt Opitz seine *Asteris*, sein *jrrdisches Gestirn bey Nacht den Himmel ansehen*, und — dies ist nunmehr seine Erfindung — *durch jhren schein der Sternen zahl vermehren* [2]). Als der Dichter selbst *bey Nacht den Himmel ansahe*, da klagt er,

Die andre Sternen zwar seh' ich am Himmel schweben,
Allein an zweyen nur ist gleichwol mangel doch,
Du schöner Morgenstern, weck auff, weck auff mein Leben,
An jhren Äugelein, da fehlt es jetzund noch [3]).

1) Ndr. S. 114. Die Stelle geht vielleicht auf's Holländische zurück. cf. Ndr. S. XXXIX.

2) Rubensohn, Griech. Epigramme CLXL. Ndr. S. 117.

3) Ndr. S. 58 nach Scaliger. Cf. Rubensohn a. a. O. CLXL A. 2.

Diese sind ihm die *Leit Sterne* seines *Haupts*, *Die als Planeten sein gesetzet* seinem *Leben*; mit dem *Bloemhof*-Dichter führt er das Bild weiter dahin aus, dass alles existierende Licht von ihnen ausgeht:

Natura selber ligt in Finsternuss begraben,
Und mangelt jhres Liechts, von wegen jhrer Gaben,
Die gantz beschlossen sindt in solcher engen statt [1]).

Die Dichterin Gambara *redt die Augen jhres Buhlen an:*

Ihr jrrdisches Gestirn, jhr sterbliche Planeten,
Ihr meine Sonn und Mond [2]).

So spricht der Dichter von der Geliebten *Augen Sonn* [3]), die sein *trawrig Leben erblickt* [4]); *geht deren Glantz auff, dann hat alle seine Klag, hat alles Weh ein End* [5]). Er reflektiert über die Wirkung dieser Augensonnenstrahlen. Die Augen sind *Sonnen selbst, die also blenden können, Dass wir umb Mittags Zeit nur sehen lauter Nacht* [3]). Doch ob des Poeten *Gesichte gleich verdunckelt würde gantz, Durch ihrer Sonnen Liecht*, so mag er es doch nicht leiden, dass sie sich *gäntzlich* von ihm *wende* [6]). Er reflektiert weiter, dass es nicht *Sonnen* geben kann, *dann es ist nur einer Sonne Liecht* [7]). Das Vorhandensein zweier Sonnen müsste von eben so üblen Folgen begleitet sein, wie das etwaige Fehlen der einen tatsächlich existierenden:

Die Erde, Lufft und See, des Himmels hohe Thronen,
Das alles, was man kan, und auch nicht kan bewohnen
Hett es kein, oder auch zwo Sonnen, stünd es nicht.

---

1) Ndr. 78.

2) Ndr. 35. Bezüglich der Quellenangaben vergl. Ndr. XXIX—XLII.

3) Ndr. 15 nach Heinsius. 4) S. 95 u. Ver. Gamb.

5) 1690. II, 287. 6) Ndr. 86 nach Hugo Grotius.

7) II, 288.

Mit dem niederländischen Dichter macht er die Anwendung auf die eigene Person:

Ich arm betrübtes Thier muss zweyer Sonnen Liecht
Vertragen, die mir arg für meine Liebe lohnen,
Ja die bey Tag und Nacht auch meiner nicht verschonen,
Doch ärger ist die Pein, wann mir der Glantz gebricht.

Er schliesst:

Ist sie mir allzu nah, muss ich durch sie verderben,
Ist sie dann gantz hinweg, so hab ich lauter Nacht,
Doch wehl ich mir den Todt, den mir die Hitze macht [1]).

Eine bis ins Einzelne gehende Vergleichung der körperlichen Schönheit der Geliebten mit der Natur, wie sie in dem Gedicht *An eine Jungfraw* [2]) von den *Hoffeleuth* — hier übrigens mit einer gewissen Ironie — vorgenommen wird, findet sich sehr selten. Der Grund hierfür wird wohl darin zu suchen sein, dass die Geliebte stets schöner ist, als die gesamte Natur, so dass letztere mit jener kaum verglichen zu werden verdient.

Was lieb ich doch so sehr die Heiden und die Wüsten?
Mein Lieb die übertrifft doch aller Wälder Zier.
Was lass ich mir so sehr die Blümelein gefallen?
Mein Lieb hatt doch allein die Blum der Blumen allen,
Dessgleichen nie zuvor ist kommen an den Tag,
O wie glückselig ist der, so sie brechen mag [3]).

In ähnlicher Weise singt der Dichter:

Ihre Zier darff nichts begehren,
Was man sonst zu Hülffe rufft,
Darff den Monden nit beschweren,
Rath nicht suchen bey der Lufft:
Lufft und Monden darff nicht seyn
Wo schon ist ihr Tageschein [4]).

1) Ndr. S. 56. Das Ganze ist aus dem *Bloemhof* wörtlich übersetzt. 2) Ndr. S. 89 f. 3) Ndr. S. 138, wahrscheinlich aus dem Niederländischen. 4) 1690. II, 285.

Gleichwohl wird der Dichter, wenn sich sein Blick auf die Natur lenkt, durch Einzelerscheinungen, die dieser angehören, durch Vorgänge, die sich in ihr abspielen, zu einer reflektierenden Betrachtung der schönen Gestalt der Liebsten, ihrer anmutsvollen Bewegungen gezwungen. Gerade dieses Motiv hat Opitz sonderlich gefallen; es entstammt dem Bloemhof, findet sich drum in der Übersetzung des holländischen Gedichtes im *Frülings Klag Gedichte*, gelangt dann noch zum Ausdruck im Hochzeitscarmen für Gottfried Jakobi und Kath. Emmerich. Dort redet der Dichter von sich selbst, hier von den Gedanken und Empfindungen des Bräutigams:

Ndr. S. 43 f.	1690. II, 341.
Wann kaum Aurora kompt von jhrem alten Mann,	*Supprimit astra decens, croceis Aurora capillis:*
So schnell kan mein Gesicht die Stralen nicht erreichen	*His aequas etiam spargit et illa comas.*
Dass ich den klaren Schein alsbald nicht solt vergleichen,	
Mit meiner Freundin Haar, so an der Stirn anhebt.	
Kompt dann die Sonn herfür, wenns auffgehört zu tagen,	*Immenso radios Titan extendit Olympo:*
Und leuchtet durch die Lufft mit jhrem Feuerwagen,	*Hic oculis divoae splendor amoenus inest.*
Das Liecht, so jedermann erquicket und erfrewt,	
Verursacht mich zu schmertz, verursacht mich zu leidt ...	
Wann ich die Bäum anseh mit ausgestreckten Zweigen,	*Expansas patula circumspicit arbore frondes:*
Und wie die Äste sich so schön zusammen beugen,	*Bracchia non aliter pandit et illa sua.*

Und gleichsam wie umbfahn; bald kommen mir in Sinn
Die aussgestreckten Arm der liebesten Freundin;
165 *Hör ich den külen Wind in dem Gepüsche brausen,* — *Audit inerrantes arbustis flare susurros:*
Mit lüfftigem Gereusch, und durch die Blätter sausen, — *Aethereo similes promit ab ore sonos.*
Bedenck ich, wie sie offt mit höchster Zierligkeit
Der Bulerischen Red hat mein Gemüth erfrewt.
169 *Seh ich mit jhrem Glantz herfür die Blümlein schiessen . . .* — *Purpureis cernit gemmantes floribus hortos:*
173 *Seh ich wie sie so schön an Farben sind gezieret, . . .* — *Tale decus vernans undique vultus habet.*
175 *Erinnert sich zugleich mein Hertz auch auf der statt*
Der Röte, so mein Lieb in jhren Wangen hat.
177 *Seh' ich die hohen Berg und Hügel in der Wüsten,* — *Consulit adversi bipatentia culmina montis:*
So ist der edele Parnassus jhrer Brüsten. — *Parnasso dominae vellet adesse suae.*
Seh ich dann in das Thal, und blancke weite Feld, — *Quaerit in explicitis gelidam convallibus umbram:*
Das Thal der zarten Schoss wirdt mir wie fürgestellt. — *Expliciti rosea sunt quoque valle sinus.*

So kann Opitz im Hochzeitsgedicht zu folgendem Resultat gelangen:

Nil non rure videt: sunt virginis omnia plena,
Quaque venit flammas invenit ille suas.

Wie die Geliebte die Natur an Schönheit übertrifft, wie

sie eben deshalb für den Dichter das am meisten erstrebenswerte Gut ist, so sind auch die durch sie in diesem hervorgerufenen Eindrücke freud- oder leidvoller Art so tiefgehend, so mächtig, dass die von der Natur ausgehenden Wirkungen von ihnen gänzlich beherrscht werden. Ist die erstere fern, so kann die letztere ihm keinen genügenden Ersatz bieten. Er klagt:

Es ist ja lauter nichts wo diese schöne Blicke,
Diss Liecht das mich verblend, des güldnen Haares Schein,
Das mein Gemüthe bindt, diss Lachen nicht kan seyn,
Der Mund, und alles das wormit ich mich erquicke.
Die Sonne macht mir kalt, der Tag verfinstert mich;
Ich geh', und weiss nicht wie; ich geh' und suche dich [1]),

oder er ruft mit Petrarka: *Ich weiss nicht, was ich will, ich will nicht, was ich weiss, Im Sommer ist mir kalt, im Winter ist mir heiss* [2]). Im ungeduldigen, sehnsuchtsvollen Harren wird ihm *ein Tag ein gantzes langes Jahr* [3]); er fordert die *Morgenröthe* auf, des *Phoebus Pferde anzuspannen*, diesem zu sagen, *er solle fort, es sey schon ziemlich spat, Dass er betrogen werd, und nahe sich der Erde.* Er wendet sich an *Thetis*, dass sie *den langen Sommergradt gehen lasse*, an den Mond, um zu fragen, *warumb* er *so verweile*, er möge *sehen, ob er die Sonne zu ereilen* vermöchte [4]). Die Natur erscheint nachgerade gänzlich abhängig von der momentanen Laune, der Liebesstimmung des Dichters. Äussert er sich jetzt noch mit einer gewissen Gleichgültigkeit:

Nun der Himmel mag gleich giessen,
Regen oder Fewersglut.

1) II, 246. 2) Ndr. 48. 3) 50.
4) Ndr. S. 49; Quelle Bloemhof.

Sonn ich mag kein Liecht mehr wissen,
Scheine finster oder gut [1]),

so möchte er ihr gleich nachher, da er sein Leid mehr erkannt hat, förmlich Gewalt antun, wünscht er:

Dass Himmel, dass Natur, dass aller Sterne Liecht,
Verendert müsste gehen in einem newen Gange.
Dass doch der Erdenkreyss, auff dem ich Leydt empfange.
Von des Neptunus Flut ja werde gantz verschlungen [1]).

Der solchen Äusserungen zu Grunde liegende psychologische Vorgang begreift mehr in sich, als die blosse Höherstellung der Geliebten über die Natur. Die antike Dichtung trieb bereits gerne ihr Spiel mit Naturunmöglichkeiten [2]), um hierdurch die Intensität, die Tiefe, die Allgewalt der Liebesempfindungen zum Ausdruck zu bringen. Die Renaissancepoeten sind unermüdlich in der Anwendung dieses Motivs. Mit der Gambara ruft Opitz:

Eh werden alle Bäch ohn einen Tropffen fliessen,
Eh wirdt die gantze Welt zu fallen sein bereit,
Eh wirdt des Himmels Lauff, der Meister aller Zeit,
Wie Nebel, Wind und Dampf im Rauch verschwinden müssen.
Denn dass ich ohne sie künt allzeit fröhlich leben [3]).

Es ist nicht zu verkennen, dass gerade dieses Motiv sehr leicht zur Entartung gebracht werden kann. Einem witzigen Kopf wird es nicht schwer werden, die absurdesten Naturunmöglichkeiten zu erdenken und ihrer eine Unmenge aneinander zu reihen. Für den Schäferdichter verschlägt es weiter nichts, dass die auf solchem Wege zustande gekommenen Leistungen in schroffem Gegensatz zum Wesen des Motivs stehen,

---

1) Arcadia 1638. S. 443. Siehe S. 101 Anm. 1.
2) Man vergleiche Biese a. a. O. 3) Ndr. S. 52.

dass sie den Mangel jeglicher Empfindung bezeugen. So heisst es denn:

Eh, Schäffer, soll diess Wässerlein,
Nicht fliessen in das Meer hinein;
Eh wird ein fruchtbar Feld misslingen,
Und keinen guten Samen bringen,
Eh wird ein zahmes Hündlein schier
Sich wandeln in ein Tygerthier [1]: u. s. w., oder:
Wann sich der Omeyss Krafft wird regen, Und hohe Tannen niederlegen,
Und werffen grosse Cedern ein, Wann ein Rubin wird schlechter seyn,
Als eine Haselnuss geschetzet, Die von den Würmern ist verletzet,
Wann nur ein kleiner Stern allein, Der Sonne raubet jhren Schein [2] u. s. w.

Befreit man die behandelten Motive von den durch Schematisierung und Übertreibung herbeigeführten fehlerhaften Erscheinungen, führt man sie auf die ursprüngliche, reine Form zurück, so ergibt sich, dass die Möglichkeit ihres Entstehens auf seiten des Poeten ein intimes Mitleben mit der Natur zur Voraussetzung hat. Deutlicher tritt ein solches zu Tage, wenn der Mensch anhebt, die Welt seiner Ideen und Stimmungen in Beziehung zu setzen zur Welt der Erscheinungen. Eine andere ist die landschaftliche Umgebung, die er in der gehobenen, freudigen Gemütslage erstrebt, eine andere, die ihn seelisches Leid und Liebesschmerz aufsuchen lassen [3]. Ein böses Geschick will, dass die

1) Arcadia S. 215. 2) Arc. S. 216.

3) Auch dieses Motiv kehrt in antiker und moderner Dichtung ständig wieder. Es findet sich u. a. in des Propertius Elegie: *Haec certe deserta loca*, die O. übersetzt Ndr. S. 109.

Schäfer meist an unglücklicher Liebe kranken. Auch Opitz sucht bei den Asterien und Flavien vergeblich Erwiderung seiner Gefühle. Er flieht *den Tantz, das Spiel, den Wein, der Freunde Gegenwart.* Den Ort, in dem er *umherirret, mit sich selbst redet,* schildert er also:

Die Einsambkeit der Wüsten,
Ein melancholscher Berg, ein Thal, da Eulen nisten,
Ein trüber Fluss, ein Ort da nichts als trauren ist,
Diss hab ich einig mir zu lieben ausserkiest.
Hier ist mein Auffenthalt [1]).

Was sein Auge sonstwie erfreut, das Lebensvolle, das Sonnige, Lachende in der Natur, das ist ihm jetzt widerwärtig; es erhöht sein Leid:

Kein schöner Baum, kein zartes Blümelein,
Kein Orth mich trösten mag,
Kein kalter Brun mit springender Fontein,
Erleschet meine Plag.
Nur bey den wilden Thieren,
Und in dem wüsten Walt,
Muss ich mein leben füren,
Das ist mein uffenthalt [2]).

Ein Eingehen auf den diesem Motiv zu Grunde liegenden psychologischen Vorgang ergibt, dass die Sympathie für ein bestimmtes Landschaftsbild in engstem Zusammenhang steht mit des Menschen Neigung zum Anthropopathismus [3]). Sein eigenes Wesen legt dieser in die Aussenwelt hinein; nur sich selbst findet er drum in jener immer wieder. Die schönste Frucht solcher Tätigkeit stellt sich dar in der Naturbeseelung. Der Mensch leiht der Natur die Fähigkeit, mensch-

---

1) 1690. II, 179. 2) Ndr. S. 144.

3) cf. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. (2. Aufl. Leipz. 1892.) Einleitung.

liche Empfindungen und Leidenschaften zu hegen. Die in jener nach bestimmten Gesetzen notwendig sich abspielenden Vorgänge erscheinen ihm nunmehr als die Handlungen von Creaturen, die mit Bewusstsein tätig sind. Die moderne Dichtung übernahm das Motiv der sympathetischen Naturbeseelung von der antiken. In der Hirtenklage ruft Opitz:

Allhier in dieser wüsten Heydt Befindt sich kein Mensch weit und breyt,
Die wilden Thier allein Mit meynem Leyd Mitleyden tragen,
Die Vögel traurig sein, Beginnen auch mich zubeklagen,
Die kalten Brunnen stärcker fliessen Mit mir viel Thränen zuvergiessen [1]).

Ist die Natur so erst einmal unter dem Zauberstabe dichterischer Phantasie des Menschen mitempfindende Freundin geworden, dann wird sie in alles, was ein liebendes Herz zu erfreuen, zu erheben vermag, sowie in das, was ihm Kummer und Qual bereiten mag, hineingezogen. „Dieses Motiv ist übrigens auch in der vorhergehenden bukolischen Dichtung der Antike und Renaissance vorhanden, nur dass es jetzt zu ausgedehnterer Verwendung gelangt. Wie Properz die Buchen zitiert, so werden in der italienischen Renaissance-Literatur von Petrarca, Bembo, Tasso, Guarini und anderen, Himmel, Erde, Luft und Bäume aufgefordert, Zeugnis für ihr Glück oder für die Grausamkeit der Geliebten abzulegen“ [1]). Wie gering nun aber in der ausgehenden Renaissance-Dichtung das Verständnis für dieses Motiv war, dies beweisen vorzüglich die kritischen Reflexionen, die jene hieran anknüpfen zu müssen glauben. In Opitzens Über-

1) Ndr. S. 33. 2) von Waldberg a. a. O. S. 182.

setzung von Sidneys Arkadia bringt der Schäfer Geron dem verliebten Philisdes das Törichte und Unsinnige seiner Handlungsweise zum Bewusstsein; er spricht:

Was ruffestu auff Püsche, Stock und Stein?
Ist jemand wol von diesem grossen Bösen
Durch Wiesen, Holtz und Wüsten zu erlösen?
Kan Berg und Thal allhier behulfflich sein?
Wann die Natur sie wollen witzig machen,
Wie würden sie doch unsers Leydens lachen,
Und unsrer selbst die wir doch Herren sind?
Was würden wir vor Spottung doch erregen,
Dass wir der Lieb uns zu den Füssen legen,
Dass sich Vernunfft in jhren Dienst verbindt? [1])

Und nun höre man Opitz selbst; in der *Trostschrifft* redet er u. a. auch von der Tugend; an sie anknüpfend sagt er: *Sie schreyet nicht Himmel, Erde, Lufft und dergleichen an, wie die Poeten thun, . . . Wie dann Petrarcha sonderlich hierinnen Meister ist. Es thut mir bange dass ich noch der Sprache nicht besser kündig bin. An ein Sonnet wil ich mich gleichwol machen:*

Valle che de lamenti, etc.

Ihr Thäler die ihr voll von meinen schweren Klagen,
Ihr Flüsse die ihr gross von vielen Thränen seyd;
Du Wild der Wälder Zier; jhr Vögel Lust und Zeit;
Ihr Fische denen Strand und Bäche wol behagen,
Du Lufft die meine Lufft und Seuffzer pflegt zu tragen;
Du vormahls süsse Bahn, und Weg der Bitterkeit;
Ihr Hügel, die ich hiess mein Leben, jetzt mein Leyd;
Ihr Örter wo ich freg kan meinen Kummer sagen;
Den alten Stand und Art erkenn' ich an euch wol,
Nicht aber auch an mir: Vor war ich Freuden voll,
Jetzt herbergt Angst bey mir, ich muss mich selber hassen.

1) Arcadia S. 450.

Nun hier besinn ich mich, und bin auff sie bedacht
Die bloss und nackend sich nach Himmel hat gemacht,
Und ihren schönen Raub den Leib hier hinterlassen.
Warumb klagen wir dasjenige an, das uns nichts gethan hat? Warum ruffen wir denen Sachen zu, die uns nicht helffen können? [1]) Die Gedanken, die der gereifte Dichter hier offen ausspricht, mögen den Jüngling wohl auch schon bewegt haben. Dieser aber wollte nun einmal seinen grossen Plan verwirklichen, wollte dem Vaterland in engster Anlehnung an die Dichtung des Auslands eine neue, ebenbürtige Poesie schaffen, und deshalb glaubte er, den Vorbildern in allem folgen zu müssen und etwaige an Einzelheiten sich anknüpfende, persönliche Bedenken nicht beachten zu dürfen. Wenn Opitz nun auch im Innersten seines Herzens der Natur die Fähigkeit, ihm im Leid und im Schmerz helfen zu können, abspricht, in der poetischen Praxis stattet er sie hiermit gleichwohl im reichlichsten Masse aus. Eine ganz exquisite Rolle spielt hierbei das Echo, dessen Opitz in der Poeterey gedenkt *dem Dousa zu Ehren, darnach aber weil* er sieht, *dass* es *bey den Frantzosen gleichfals im Gebrauch* ist [2]). In den Schäferdichtungen ist das Echo eine immer wiederkehrende Erscheinung. Die Anrufung desselben bringt aber auch fast ausnahmslos den gewünschten Erfolg; das Echo gibt zumeist tröstende Antworten. Opitz schildert den Ort [3]), in dem jenes weilt, und er fügt dann bei: Er

1) 1690. II, 306 f. 2) V, 25.

3) Ndr. S. 36. Das Gedicht ist überschrieben: *Echo oder Widerschall.* Die genauere Quelle, deren O. sich bei Abfassung dieses Poems bediente, ist noch nicht bekannt geworden. Der erste Teil (V. 1—18) geht sicherlich zurück auf ein Echo, das sich in Nicol. de Montreux's Roman *Von der schönen Juliana* findet. Das französische Original war mir leider nicht zugäng-

Beduncket mich bequem (!) *zusein,*
Da ich mich klag ab meiner Pein.

---

lich, und ich füge deshalb die deutsche Übersetzung (*Die Schaffereyen von der schönen Juliana* [1595] S. 14) bei:

Opitz, Ndr. S. 36:

Diss Ort mit Bäumen gantz umgeben,
Da nichts als Furcht und Schatten schweben,
Da Trawrigkeit sich hin verfügt,
Da alles wüst und öde ligt,
Da auch die Sonne nicht hinreichet,
Da gifftig Ungeziefer schleichet,
Da gar kein Wasser sich ergeusst,
Als dass auss meinen Augen fleust,
Da gar kein Liecht nicht wird erkennet,
Als das auss meinem Hertzen brennet,
Beduncket mich bequem zu sein,
Da ich mich klag ab meiner Pein,
Ab meiner Pein, ab meinem Leiden,
Dass mich jetzund wirdt von mir scheyden.
Doch eh der lang gewünschte Todt
Mit frewden abhilfft meiner Noth,
Will ich von meiner Liebe klagen,
Und, ob schon gantz vergeblich, fragen.

N. de Montreux, Übers. S. 14:

Diss trawrig und verborgen ort,
Da man nichts sieht und hört kein wort,
Ist komlich, die schmertzliche peyn, ...
Zugiessen auss, ohn ziel und mass. ...
In diesem Ort, dahin die Sonne
Nit scheynen kan, noch auch der Mon,
Da ich keins andern Liechts begere
Als die Flamm, so mein seufftzen schwere,
In dem sie gehn auss meinem Hertzen,
Bey mir anzünden mit viel schmertzen,
Wil ich mein Augen ohne mass
Ohn ruh mit threnen halten nass,
Biss ich mich ab der Lieb mag klagen,
Die mich mit schmertzen tod wil haben.
O Lieb, gib antwort, hoer mein klage,
Verbirg mir nicht was ich dich frage.

Nun, der Ort ist wirklich bequem dazu; das Echo hilft ihm das Leid bannen. Freudige Zuversicht kehrt in des Dichters Herzen ein, und so singt er:

Nun bin ich vieler Noth entbunden
Und habe guten Trost empfunden,
Du unbewohnte Trawrigkeit,
Ihr Hecken voll von meinem Leidt.
Ihr grausam Hölen und jhr Wüsten,
Da Eulen, Natern, Schlangen nisten,
Du wüster Orth gehab dich wohl,
Ich bin für trawren frewde voll.
Für Finsterniss, such ich die Sonnen,
Für Thränen, einen külen Bronnen,
Die so Vertröstung mir gethan,
Gewisslich nicht betriegen kan.

Die Fähigkeit des Mitempfindens setzt der Dichter bei der Natur voraus, wenn er diese der Zaubermacht der Schönen, die ihn selbst so ganz und gar gefangen hält, unterstehen lässt, wenn er von ihr verlangt, dass sie jener den Tribut der Anerkennung zolle. Wo die Geliebte erscheint, da entwachsen die schönsten Blumen dem Erdreich[1]; *Die Rosen blühen* ihr *im kalten Winter; es ist genug, dass sie* ihr *Athem an thut wehen, und* ihrer *Augen Liecht ist jhnen Sonnenschein*[2]. Wie bei Scaliger und vordem bereits bei Plato, so *verkehrt* auch hier *Hesperus den alten Lauff*, da er die Schöne kommen sieht, er wandelt sich zum *Lucifer*, da er *für* dieser *Sonne hergehen* zu müssen glaubt[3]. Einen ähnlichen Akt der Devotion erheischt der Dichter von der *Nacht* und dem *Gestirn* in dem an diese gerichteten Epigramm:

---

1) Ndr. S. 90. 2) Ndr. S. 94.
3) Ndr. S. 117.

Du schwartze Nacht, die du die Welt umbfangen
Hast uberal mit Forcht und Dunckelheit,
Schemstu du dich nicht, wann jhre rote Wangen
Mein Augentrost lest sehen weit und breit?
Ihr Sternen auch dörfft jhr von oben schawen,
Und lenger stehn, dass jhr auch nicht verwendt,
Wann jhr das Liecht der schöncsten Jungfrawen,
So biss zu euch in Himmel reicht, erkent?
Wie möget jhr nicht also bald verbleichen,
Wenn jhr Gesicht als eine Rose blüht?
Aurora selbst die pfleget jhr zu weichen,
So dass sie auch für Scham blutroth aussieht[1]).

Zum schönsten Ausdruck gelangt die Beseelung der Natur, wenn unter den ihr geliehenen Leidenschaften, jene in Aktion tritt, die des Dichters Wünschen und Sehnen, sein Schaffen und Wirken beherrscht, wenn Liebesregungen, Liebesempfindungen sie durchziehen, sich durch die Tat zu äussern beginnen. Gerade dieses Motiv kehrt in den von Opitz benutzten Dichterquellen ständig wieder; es hatte dort die mannigfaltigste Ausbildung erfahren. Mit Heinsius und Owen stimmt Opitz darin überein, dass *ohne der Liebe Werck die Welt gar nicht bestehen kan*[2]). Eine poetisch-wissenschaftliche Begründung gibt er diesem Satz in der auf Bernhard Wilhelm Nüsslers Hochzeit gedichteten Pindarischen Ode:

Die Lieb' hat erstlich Gott gerührt,
Dass er der Dinge Grund vollführt,
Sie ist es, die den Bau der Welt
Vor allem brechen frey behält;
Sie pflegt die Sternen zu bewegen,
Dass sie den Elementen nicht

1) Ndr. S. 45 f. 2) Ndr. S. 18. 138.

Versagen ihrer Schönheit Liecht;
Das Feuer pflegt die Lufft zu regen
Durch Hitz auff ihren Angetrieb,
Die Lufft hat denn das Wasser lieb,
Das Wasser das bewegt die Erden;
Und wiederumb, die Wasser werden
Gesogen von der Erden Klufft,
Das Wasser zeucht die Lufft zusammen,
Das Feuer wird mit seinen Flammen
Verzogen in die kühle Lufft[1]).

Vor Amors Pfeilen ist eben nichts, was der Schöpfung angehört, sicher und geschützt. *Baldt war der Venus Sohn zur Jagt bereit, dass er möchte zwingen, Diese grosse weite Welt, Und in seine Netze bringen, Was der Himmel in sich helt*[2]). Also ruft Opitz in der Übersetzung des dem *Lust-hof*[2]) angehörigen Gedichtes: *De Jaght van Cupido.* Und in dem vermutlich auch auf eine Niederländische Quelle[3]) zurückgehenden *Hochzeit-Gedichte* meint er, *Venus und jhr blindes Kind* hätten sich nicht damit begnügt, *Das Menschliche Geschlecht in jhre Dienstbarkeit zu bringen*:

Sie theten uber diss ein ärger wesen führen,
Beweisen jhre Macht auch an den stummen Thieren,
So das nun uberal durchauss nichts leben kan,
Es muss jhr und dem Kindt allzeit sein underthan[4]).

So mag der Dichter denn in Anlehnung an den *Bloemhof* in seinem bekannten *Hirten-Lied: Coridon sprach mit Verlangen* singen:

Alles Wildnuss in den Wäldern
Schmeckt die süsse Liebeskost,
Es gebrauchen sich der Lust

---

1) 1690. V S. 64. 2) Ndr. S. 106. cf. S. XXVI.
3) cf. S. 47 A. 1. 4) Ndr. S. 113.

Herd' und Hirten uff den Feldern, ...
Alle Vögel in den Lüfften
Hört man singen weit und breit,
Alle Nymphen in der Heyd
Sieht man newe Hewrath stifften[1]).

Wohin auch immer der Stadtbewohner, welcher das Land aufsucht, seinen Blick lenkt, überall erschaut er das gleiche Bild:

Forsitan in campis quod non reperisset in urbe,
Repperit: et teneras est Venus inter oves.
Forsitan, in campis quod non repperisset, in undis
Invenit; et medias est Venus inter aquas.
Scilicet iste locus Veneris sibi vendicat ortum.
Saepe venit liquido maxima flamma mari[2]).

Wahre, schöne Poesie vernimmt das Ohr, wenn nunmehr einzelne dem Naturleben angehörende Vorgänge mit Hülfe dieses Motivs dichterisch zur Darstellung gebracht werden. Verwelken die Blumen in den Sommertagen, so ist dies nicht eine Folge der heissen Sonnenstrahlen, denen sie ausgesetzt sind; jene trauern vielmehr ob des Wegganges ihres Bräutigams, des Frühlings:

Bekennt, jhr Lilien, Violen und Narcissen,
Ihr Rosen, Tulipen und wie jhr mögt entspriessen,
Wann ewer Bräutigam der Frühling von euch geht,
Wann seine kühle Gunst der Sommer last will weichen,
Ihr edlen Blumen sagt, sagt wie es umb euch steht:
Must jhr nicht also bald verwelcken und erbleichen?[3])

Die einfache Begebenheit, dass der Wind eine Lilie geknickt, gestaltet sich bei Opitz zu folgender lieblichen Idylle:

---

1) Ndr. S. 122. 2) 1690. II S. 344, vom Jahre 1618; cf. S. 341 von 1619. 3) Arcadia S. 343.

Läst zu Sommerszeit, wann alles frölich blühet,
Und Wald, Berg, Feld und Thal anmütig schön aussiehet,
Auch under anderen sehr zarten Blümelein
Die schöne Lilie blicken jhren schein:
Es fliegen auff sie zu die Bienen hauffen weise, . . .
Der schöne Zephyrus wirdt gegen jhr entzündt,
Und wehet auss Favor jhr zue den Liebes Windt.
Bald aber unverhofft da kompt einher gebrauset
Der ungeheure Nort, er pfeifft, er heult, er sauset
Und nimpt mit Ungestümm die Lilie dahin,
Die liebliche Gestallt bricht jhm gar nicht den Sinn,
Das grüne Feld beginnt umb seine Zier zutrauren,
Die Bienen fliegen auch vor Schmertz und Trawrigkeit
Verjrrt jetzt hin, jetzt her, und sind in grossem Leidt[1]).

Immer zarter werden die Beziehungen, die zwischen dem Menschen und der Natur obwalten. Kann der Dichter mit der Geliebten nicht direkt in Verkehr treten, dann mag die Natur, die ja ein Verständnis hat für sein heisses Sehnen und Verlangen, einen solchen vermitteln. Opitz übersetzt das Sonett der Gambara, in dem diese den Westwind bittet, ihr ein *stäublin zu holen*, das ihr *geliebter Buhl an seinen Füssen treget, seines Athems was* zu *fangen* und ihr *ein einig Seufftzerlin auss seinem roten Mund* zu überbringen[2]). Unter Zugrundelegung eines Epigramms des Meleager schickt Opitz eine Biene zu seiner Vandala hin, auf dass sie diese von seinen Gedanken in Kenntnis setze. Dass der Dichter nun aber gerade die Biene an Stelle der im griechischen Original sich findenden Mücke zur nächtlichen Liebesbotin macht, dass er zudem in langen Zusätzen sich über Eigen-

1) Ndr. S. 57 f. 2) Ndr. S. 100 f. Siehe weiter von Waldberg a. a. O. S. 139 Anm. 2.

schaften jener ergeht, die zu dem ihr zuteil gewordenen Auftrage in keiner Beziehung stehen:

Du Biene, welche du zunechst den kühlen Flüssen
Den wohlgeschmackten Klee und güldner Rosen Zier
Hinweg zu rauben pflegst, und bringest so herfür
Das Honig dessen dann wir Menschen sehr geniessen:
Fleug hin zur Vandala[1]) u. s. w.

dies beweist nur wieder einmal, dass Opitz in seiner nachahmenden Tätigkeit an Äusserlickeiten haftet, dass ihm das erforderliche tiefere Verständnis für das Naturleben und die psychologische Feinheit derartiger Motive mangelt. Es kommen hier noch in Betracht einige Übersetzungen Ronsardscher Gedichte, die übrigens die soeben gezogene Schlussfolgerung gleichfalls bestätigen. Wie der Dichter der Plejade so bittet auch Opitz *Himmel, Lufft, Wind, Hügel, Hainen, Wälder, Wein, Brunnen, Wüsteney, Saat, Hölen, Steine, Felder vor* ihn *Flavien gute Nacht zu geben*[2]). In den Anreden an die einzelnen Faktoren gestattet er sich sodann wiederum in Abweichung von seinem Vorbilde ganz eigenartige Ausschmückungen, z. B.:

Ihr Wüsten, die jhr stets müsst an der Sonne braten,

oder: *Ihr Felsen, wo die Reim am besten mir gerathen.* Gleichfalls nach Ronsard sendet Opitz ein anderes Mal die *Bienen,* die — dies ist wieder seine eigene Erfindung — *mit Dienstbarkeit dess Menschen* sind *behafft, und ihnen mehrentheils das Honig müssen zohlen,* hin zum *Lieb auff ihren Rosenmund,* auf dass sie dort *Himmelsspeis' uberflüssig brechen,* dass sie aber auch *dem, der jhr ein Leid anthun* wolle, *für Honig Galle seyn und ihn zu Todte stechen*[3]).

1) 1690 II, 227; cf. Rubensohn, Gr. Epigr. S. 37 f. 105.
2) 1690. II, 229 u. V, 56. 3) 1690. II, 217.

Statt die Natur den Verkehr zwischen sich und der entfernten Geliebten bewerkstelligen zu lassen, trachtet der Dichter auch häufig danach, die Gestalt jener anzunehmen, um so dieser sich jederzeit nähern, ihren Anblick immerfort geniessen zu können Es ergeben sich auf diese Weise jene sentimentalen Verwandlungswünsche, die in antiker und moderner Dich tung so häufig zum Ausdruck gelangen. Opitz ahmt hier vorzüglich den Heinsius nach. Wie dieser, so verlangt auch er danach, *Sonne* zu sein, damit er *von der Lufft herab recht schawen kundt, der Schönen Angesicht, die* ihn *so sehr verwundt*[1]*;* mit ihm ruft er:

Wie offt hab ich gewünscht, wie offte dörffen sagen,
Dass ich wer eine Bien und Honig solte tragen,
Auss jhrem rothen Mundt[2]*).*
Ach Amor, dass ich möcht als eine Fliege werden,
Mich dunckt, ich were wol glückselig hier auff Erden,
Ich wolt ein Häusichen auffbawen bey den Mundt
Der jenen die ich weiss, darinn ich wohnen kundt[3]*).*

Es wird nicht mehr notwendig sein, die Opitzsche Naturbehandlung, soweit als sie seine erotische Dichtung betrifft, noch einer zusammenfassenden Kritik zu unterziehen. Über des Dichters Denk- und Empfindungsweise, über sein Verhältnis zu den Quellen werden die hie und da eingeflochtenen Erörterungen wohl genügende Klarheit verschafft haben. Hervorgehoben sei nur noch, dass durch die ganze Art und Weise, wie Opitz Natur- und Liebesleben miteinander in Verbindung bringt, jener Satz vollste Bestätigung findet, in dem er die *Liebe* einen *Wetzstein* heisst, *an dem die*

1) Ndr. S. 17. Dieselben Verwandlungswünsche finden sich in dem Gedicht *auff Herrn Ruttarti Hochzeit* S. 68 f.

2) Ndr. S. 17.

Poeten jhren subtilen Verstand schärffen. Der Verstand beherrscht und dämpft das Gefühlsleben, und was sich nunmehr kundgibt, das sind gemeinhin *sinnreiche Gedancken und Einfälle.* Dem Umstande nun, dass dem Dichter das Wesen wahrer Liebesdichtung verborgen geblieben, ist es zuzuschreiben, dass er die vorhin behandelten Motive nicht nur nicht in ihrer ursprünglichen, reinen Form in der eigenen Liebesdichtung zur Darstellung bringt, dass er sie nun auch noch in einer Dichtungsgattung verwertet, in der sie ihres poetischen Charakters vollends beraubt werden. In sehr energischer Weise hat Opitz sich zu verschiedenen Malen gegen die Gelegenheitsdichtung ausgesprochen [1]); und doch ist der grösste Teil seiner Carmina jener zuzuschreiben. Nun, er mag das gedacht haben, was Hein-

1) Siehe 1690. III, S. 264; V (*Poeterey*) S. 7. Die im Buch von der deutschen Poeterey sich findenden Bemerkungen über die Gelegenheitsdichtung gehen ihrem Inhalte nach unzweifelhaft zurück auf den Epilog der *Poemata* des Daniel Heinsius.

Opitz, *Buch von der deutschen Poeterey,* 1690. V S. 7 f.

Ferner so schaden auch dem guten Namen der Poeten nicht wenig diejenigen, welche mit ihren ungestümmen Ersuchen auff alles, was sie thun und vorhaben, Verse fordern. Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbnis ohn uns gemacht; und gleichsam als wenn niemand könte alleine sterben, gehen unsere Gedichte zugleich mit jhnen unter. Man wil uns auff allen Schüsseln und Kannen haben, wir stehen an Waenden und Steinen, und wann einer ein Hauss, ich weiss nicht

Danielis Heinsii, *Poematum edita tertia.* 1610 S. 541 f.

Eo tempore vivimus quo servile nomen poeta est. Nemo quaerit an possis; sunt qui petunt semper, sunt qui semper imperant. (542) *Nunc nullus liber sine versu nostro prodit nullum carmen. Tineis credo et blattis ab ingenio nostro condimentum petunt: et quasi soli perire non possent, secum poetam trahunt.* (543) *Neque intra eruditos stat haec insania. Sculptores succedunt et plastae: mox ut natam rem video, aurigae sequentur et nautae. Nil fit sine nobis, nil ge-*

sius, dem er in der Verurteilung folgt, offen bekennt: *Hoc saeculi vitium est, ne a me alienum putes.* Unpoetisch handelt der Dichter, wenn er die Zuneigung zum Freunde, den ergebenen Sinn, den er für den Gönner und Vorgesetzten in sich trägt, auf ein und dieselbe Stufe stellt mit den Empfindungen, die er für

---

wie, an sich gebracht hat, so sollen wir es mit unseren Versen wieder redlich machen.

Dieser begehret ein Lied auff eines anderen Weib, jenem hat von des Nachbaren Magd geträumet, einen andern hat die vermeinte Buhlschafft einmal freundlich angelacht; oder, wie dieser Leute Gebrauch ist, vielmehr ausgelacht; Ja des närrischen Ansuchens ist kein Ende.

Müssen wir also entweder durch abschlagen ihre Feindschafft erwarten, oder durch willfahren den Würden der Poesie einen mercklichen Abbruch thun. Denn ein Poete kan nicht schreiben, wenn er will, sondern wenn er kan, und ihn die Regung des Geistes, welchen Ovidius und andere vom Himmel herzukommen vermeinen, treibet.

ritur. . . . Etiam ignoti sunt laudandi et fortasse improbi.

(541) *Patrem aliquis amisit aut matrem; ad poetam itur; amicam offendit; carmen poscitur: sponsam ducit; sine poeta nec maritus fit nec pater. Id quod denique in funere praefica, in amore lena, in nuptiis pronuba, id ubique nos sumus. Sunt qui somnia nobis sua referant, et si uxor abortiit aut ancilla concepit, argumentum carminis putant. Sunt qui ultra suam memoriam et nostram argumenta petunt.*

(541) *Si recuses, gravius pecces, quam si ineptias.* (542) *Scribe invitus; aliquid sequetur, sed caducum . . . Quod in aliis labor, in poeta natura est. Curret cum coelo suo aut peribit. Quid quod non idem semper in nobis vigor aut alacritas: et coelestis ille spiritus momento extinguitur aut redit? Aquila subinde languet et deficit . . . Idem fit in poeta: scribet cum vult; non quae vult aut quae debet.*

die Geliebte hegt. Die den verschiedensten Gefühlsweisen angehörenden Stoffe weist Opitz in der Poeterey ein und derselben Kategorie zu; ebenso bleibt nun auch die Behandlung der Natur die gleiche in Gedichten erotischen Inhalts, in Kindtauf-, Hochzeits- und Trauergedichten. Die im vorigen Abschnitt behandelten Motive bleiben dieselben; nur treten jetzt an die Stelle der Geliebten entweder der Freund oder das Brautpaar oder der hohe Herr Protektor.

Vor hohen Persönlichkeiten hat die Natur einen nicht geringen Respekt; nachgerade nimmt sie sogar deren Sitten und Gewohnheiten an. Dem Herzog zu Münsterberg, Herrn Heinrich Wentzeln, weiss Opitz bezüglich des Baches, der dessen Besitztum *Vielguet* durchschneidet, folgendes zu vermelden:

Der stille Strom, die Weide,
Laufft ringes hier umbher, und wird doch kaum gehört;
Und dieses hat ihn auch sein Hertzog selbst gelehrt,
Das Bild der Gütigkeit [1]).

Als des Menschen untertänigste Dienerin ist die Natur selbstverständlich zu allen Diensten bereit; wo sie ihrem Herrn und Gebieter eine kleine Freude oder Überraschung bereiten kann, da tut sie es sicherlich. Laurea Tullius, ein Freigelassener Ciceros, macht dem berühmten Redner die Mitteilung, dass in dessen Gärten ein neuer Quell entsprungen sei, ein Wunderquell, der *unter andern Sachen ein blödes Angesicht* könne *klar und lauter machen*; er fügt hinzu:

Der Ort, o Cicero, thut dieses alles dir,
Der edle Brunnen quillt nur wegen dein herfür:
Dann weil man weit und breit dich lesen wird auff Erden,
So muss das Wasser auch der Augen Artzney werden [2]).

---

1) 1690. I S. 60. 2) II, 289.

Wie vordem die Geliebte, so verschönern jetzt fürstliche Häupter durch ihre Gegenwart Wald und Feld. Opitz bittet Oreaden, Napeen, Dryaden, dass *sie günstig seyn*, dass sie *suchen* möchten *ergetzt zu seyn*, wenn der junge *Schaff-Gotsch dem schnellen Wilde nachstelle;* denn

Er wird die Wälder ziehren
Mit seiner Gegenwart, wird an den wilden Thieren,
Ein neuer Hercules, versuchen seine Krafft [1]).

Es freut sich die gesamte Natur, vielmehr sie muss sich freuen, wo die Edlen erscheinen. Als der Fürst zur Lignitz gesonnen ist, den warmen Brunnen bei Hirschberg aufzusuchen, da gibt Opitz den Nymphen folgenden Befehl:

Last den süssen West hier seyn,
Last den Zacken reicher fliessen,
Springt auff, Lilien, Narcissen,
Füllet eure Körbe ein:
Streut den Weg mit Rosen voll,
Wo mein Phöbus gehen soll.

Alsdann ruft er:

Riesenberg, erfreue dich;
Dein begrüntes Baumgewölbe,
Die Gebährerin der Elbe,
Neige für dem Printzen sich;
Steht zu Diensten allzumahl
Wiesen, Felder, Wald und Thal [2]).

Und sie alle stehen auch treu zu Diensten. Nahen jene Herren sich dem heimischen Besitz, dann *frewen sich die grünen Wiesen umb und umb; Thal, Pusch und Feld ziehn ein grünes Kleid an; die klaren Baeche fliessen* ihnen *mit Lust entgegen, die Felsen stehn höher* [3]).

1) 1690. II, 274. 2) II, 14 f.
3) II, 273 f.

Adventu gaudet terra polusque tuo . . . .
Nec suaves opus est venienti spargere flores:
Naturae bonitas hoc facit ipsa tibi [1]).

Schreitet das Brautpaar zum Traualtar, dann *sind Feld und Wiesen erfreut, Echo ruffet in den Wäldern: Die gewünschte Frühlingszeit lässt sich sehen auff den Feldern, Und der kühle Tau der Lufft netzt der schwangern Erden Klufft* [2]).

Es erquickt sich und erwarmt
Durch die Krafft der güldnen Sonne,
Was die reiche See bearmt;
Das Geflügel ist in Wonne,
Lobt zum besten als es mag,
Fräulein, deinen Hochzeit Tag.

Hebt die Natur bereits zu trauern an, wenn ein gekröntes Haupt sich für kürzere Zeit auf Reisen begibt:

Lugebat tellus, latitabant arva, rigebant
Flumina, et insolitum saeva furebat hyems [3]),

unbeschreiblich ist ihr Klagen und Jammern, wenn der Tod es hinweggerafft: *Berg und Thäler hört man Tag und Nacht* des Dahingeschiedenen Namen *ruffen* [4]). Die Flüsse wollen *nicht fliessen so klar mehr als zuvor. Das Feld sieht weit und breit oed und verlassen auss* [5]). Wie eine Karikatur auf das schöne Motiv der Mit-

1) 1690. II, 388 f.

2) II 60. Vor, um und nach Opitz gefielen sich die Verfasser von Epithalamien in verblümten, oft auch recht fassbaren Anspielungen auf die intimsten Vorgänge des ehelichen Lebens. Opitz machte hierin mit. Es war aber noch kein Jahrhundert nach seinem Tode dahingegangen, da wurde ihm dies bereits übel vermerkt, so von D. W. Triller in den Anmerkungen zu: *Martin Opitzen Teutschen Gedichten.* Frankfurt a. M. 1736.

3) II, 388. 4) II, 110. 5) II, 100.

gefühl zeigenden Natur, lesen sich folgende Verse aus dem beim Tode *Ertzhertzogen Carlens von Oesterreich* verfassten Gedichte:

Die Thonau schwellt sich auff
Der Wässer Königin, und endert ihren Lauff.
Der strengen Mulde Strom scheint röther noch zufliessen
Als damals wie man sah in solcher Menge schiessen
An seinem Ufer her so vieler Menschen Blut.
Die Felsen in Tiroll
Und Hügel allesampt sind grossen Traurens voll [1].

1) 1690. II, 94.

Drittes Kapitel.

Opitzens naturphilosophische Bestrebungen.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass Opitzens dichterisches Schaffen nach dem Jahre 1620, d. h. nach des jungen Poeten Fortgang von Heidelberg, stark beherrscht ist von einer Neigung zu lehrhafter und gelehrter Tätigkeit[1]). Wie die hiermit zusammenhängende seelische Wandlung sich in Opitz vorbereitet und vollzogen hat, darüber war man bisheran im Unklaren. Der Umstand, dass die meisten der nach dem genannten Jahr entstandenen Schriften Äusserungen und Darlegungen in sich begreifen, die auf eine Art Naturphilosophie abzielen, veranlasste mich, den Gründen zu jener Wandlung etwas nachzuspüren. Die hierbei erzielten Resultate mögen, da sie erst die Opitzsche Naturphilosophie verstehen machen, zugleich mit dieser in Kürze ihre Darstellung finden.

In den Vordergrund der Untersuchung tritt sofort die Person des Daniel Heinsius. Vielleicht schon in Beuthen, sicherlich aber in Görlitz hatte Opitz sich in das Studium der Schriften dieses Mannes vertieft.

1) Manche Literarhistoriker, so auch Scherer (Gesch. d. deutsch. Lit. 8. Aufl. 1899 S. 320 f.), erkennen diese Tatsache an.

Gelehrte Gönner wie Scultet und Dornau, auf deren Bibliotheken Opitz arbeiten konnte, mochten ihn hiezu angehalten haben. Von grösserem Einfluss aber war auf dieses Tun der Umstand, dass Kaspar Kirchner, der fünf Jahre ältere Vetter Opitzens, mit dem den Dichter enge Freundschaft verband, 1617 nach Leyden gekommen und dort in intimen Verkehr mit Heinsius getreten war [1]). Auf das Gutachten des Vetters hin übersetzt Opitz 1619 des Heinsius Lobgesang Jesu Christi. Es ist merkwürdig, dass Opitz, wenngleich er um diese Zeit sonstwie nur niederdeutsche Gedichte leichteren Inhaltes von Heinsius ins Deutsche überträgt, dass er überall da, wo er ein direktes Urteil über diesen fällt oder wo er, von dem Gedanken an ihn beherrscht, von seinem eigenen zukünftigen Tun spricht, dass er dort stets dem Gelehrten sein Lob spendet, dass er da die auf Bildung des Verstandes und hierdurch wieder auf sittliche Besserung hinzielende Tätigkeit als die Idealaufgabe eines Poeten hinstellt. So bewundert er im Aristarch Heinsius, den *virum ad miraculum usque eruditum.* Unter Bezugnahme auf die niederländischen Poemata, in denen der Gelehrte doch nicht so sehr hervortritt wie in den lateinischen Schriften, sagt er ein anderes Mal:

Heinsius, ihr Phoenix unsrer Zeiten,
Ihr Sohn der Ewigkeit, beguntet auszubreiten
Die Flügel der Vernunfft. Das kleine Vatterland
Trotzt jetzt die grosse Welt mit ewerem Verstandt.

Dann zählt er sie auf, deren Schriften jener studierte;

Was Aristoteles, was Socrates gelehret,
Was Orpheus sang, was Rom von Mantua gehöret,

1) Rubensohn, Euph. II, 60.

Was Tullius gesagt, was jergendt jemand kan,
Das sicht man jetzt von euch, von euch jhr Gentscher Schwan [1]).

Nachgerade macht sich in Opitz eine gewisse Unzufriedenheit mit der bisherigen dichterischen Tätigkeit bemerkbar; es erwacht der Wunsch in ihm, jenem nachzueifern. Er ist sich noch nicht recht klar darüber, was er tun soll, als er 1619 in dem unter des Heinsius Einfluss stehenden Gedicht *An die Asterien* [2]) sich äussert:

Wie offt hab ich bissher gehoffet frey zu werden,
Wie offtmals hetten mich geführet von der Erden
Die Flügel der Vernunfft, wann nicht das weite Meer
Der grossen Freundligkeit in dir gewesen wer?

oder *Ich, den du hier siehst stehn,*
Und auch dein Lob mit mir, soll nimmer undergehn,
Es sey das mir hinfort für andern wird belieben
Was Aristoteles, was Xenophon geschrieben,
Was Plato reich von List, was Seneca gesagt,
Was Cato; oder auch, es sey das mir behagt,
Ohn einigen Termin die Bücher aller Alten
Zu schliessen in mein Hertz.

Zwar besingt der Dichter nach dem Bruch mit *Asterie* noch eine Zeit lang die Heidelberger Geliebte, die *Sylvia;* aber als er im Begriffe steht, Heidelberg zu verlassen, da erklärt er, dass er nun endgültig mit der Liebespoesie breche; volle Klarheit besitzt er nun bezüglich des zukünftigen Lebenswerkes. In der Beschluss-Elegie [3]) ruft er:

Das blinde liebes werck, die süsse Gifft der Sinnen,
Und rechte Zauberey hat letzlich hier ein end;

Gott Amor möge sich andere Poeten suchen, er hasse

1) Ndr. 24 f. 2) S. 124 ff. 3) S. 147.

alle Eitelkeit; möchten andere das lieben, was vordem seine schwache Hand, geführet von der Venus Geist, geschrieben.

Jetzundt will ich mich schwingen
Weit von der Erden Kreiss,
Und nur alleine singen
Der Tugent Ehr und Preiss[1]).

Den preist er selig, *der in vollkommenheit der Weissheit sich verliebt*, dem will er folgen, *der tugent liebt;* ein solcher *stirbet nimmermehr*. Das Gedicht *An die Teutsche Nation*[2]) schliesst er:

Ein ander besser Werck, zu dem ich jetzt mich wende,
Das soll vor diesem Buch so vielmahl besser sein,
Je besser Weissheit ist als Venus süsse Pein.

Über die Aufgabe eines Poeten hat sich Opitz im Hinblick auf sein Vorbild Heinsius eine ganz andere Ansicht gebildet. Der Dichter soll *docere*. Er ist dermassen von dieser Ansicht beherrscht, dass er — wiederum in Anlehnung an Heinsius[3]) — seine Jugendgedichte in folgender seltsamen Weise entschuldigt bezw. rechtfertigt: *Warumb mir aber mehr von Liebessachen, als andern wichtigen Materien anzuheben gefallen, achte ich nicht, dass ich weitleüffig erzehlen dörfe, weil sonderlich der anfang jedwedern dinges von Freundlichkeit und Liebe (welcher ein jeglicher durch verborgene Gewalt der Natur, derer grösseste Unterhalt sie ist, verbunden) muss gemacht werden. Will nichts sagen, dass nit allein die Exempel der Edelsten Poeten von allen Zeiten her für Augen sein: sondern dass auch gemeiniglich die Underrichtung von Weissheit, Zucht und Höflich-*

1) 1624 S. 146.
2) 1024 S. 14 f.
3) Rubensohn, Euph. VI, 49.

keit under dem betrieglichen Bilde der Lieb verdeckt lieget: dass also der Jugent die lehre der Tugenden durch diese verblümte weiss eingepflanzt wird, und sie fast unwissendt darzu gelangen[1]).

Oktober 1620 verlässt Opitz Heidelberg, weniger der Kriegsunruhen wegen, als weil sich ihm die Aussicht bot, als Hofmeister des jungen Holsteinschen Adeligen Friedrich von Buchwalt nach Holland, speziell nach Leyden zu seinem Ideal Heinsius gelangen zu können[2]). Über die Art der Beziehungen, die sich in Leyden zwischen ihm und dem Gelehrten angeknüpft haben, ist nichts überliefert. Das ist aber im Hinblick auf die nun folgende dichterische Tätigkeit Opitzens mit Sicherheit anzunehmen, dass Heinsius ihn in dem Vorhaben, nur mehr einer gelehrten, auf Didaktik abzielenden Dichtung zu leben, bestärkt hat, mehr noch, dass er ihm im persönlichen Verkehr bezüglich der eigenen Welt- und Lebensanschauung Eröffnungen gemacht, die auf das geistesverwandte Gemüt von Opitz derart Eindruck gemacht, dass er sie in den Grundzügen auch zur seinigen machte.

Unter den zahlreichen Begründern bezw. Erneuern philosophischer Systeme war Justus Lipsius, die erste allgemein anerkannte Celebrität der neugestifteten Universität Leyden[3]), an der er von 1578—91 wirkte, für die Philosophie der Stoa, und zwar vorzüglich für die der späteren Zeit, als deren typischen Vertreter sich Lucius Annaeus Senaca erweist, eingetreten. Nach dem Beispiel jenes Mannes bemühte sich neben anderen

---

1) Ndr. S. 8.

2) Rubensohn, Euph. VI, 49.

3) Lucian Müller, Geschichte der klass. Philologie in den Niederlanden. 1889. S. 25.

niederländischen Gelehrten sonderlich Daniel Heinsius um die Erläuterung der stoischen Doktrin.

Zu der eben geäusserten Annahme ist nun zu bemerken, dass Opitz sofort nach seinem holländischen Aufenthalt damit beginnt, den Stoizismus zu vertreten, und zwar lehnt er sich hierbei entweder sofort an Seneca oder aber — was zumeist der Fall ist — an Heinsius an. Die sämtlichen nun entstehenden grösseren Gedichte von Opitz sind didaktischen Inhalts. Was die zu grunde liegenden Gedanken angeht, so ergibt sich eine auffallende Abhängigkeit von Seneca; schon rein äusserlich in den Titeln bekundet sich dies. In dem nun folgenden Winter 1620/21 weilt Opitz in Jütland auf einem Gute der von Buchwald, wo er das umfangreiche Gedicht *Trostgedicht in Widerwertigkeit des Kriegs* verfasst, das er entsprechend einer Schrift des genannten Philosophen: *De constantia* ursprünglich betitelte *Über die Bestendigkeit;* dem 1623 verfassten episch-didaktischen Gedicht *Zlatna* gibt er nach dessen Traktat: *De tranquillitate animi* die Überschrift: *Von Ruhe dess Gemüthes;* im Hinblick auf die von Seneca so oft und so stark diskutierte Frage vom *summum bonum* heisst eine Dichtung vom Jahre 1629 *Vielguet.* Bedenkt man weiterhin, dass Opitz 1625 Senecas *Trojanerinnen* übersetzt, dass das Lehrgedicht *Vesuvius* vom Jahre 1633 seinem Inhalte nach vollständig geschöpft ist aus den *Naturales Quaestiones* des Seneca und einem Gedicht *Aetna,* das von Lucilius Junior, einem jüngeren Freunde dieses Philosophen, in des Lehrers Geist geschrieben wurde [1]), dass ferner die *Trostschrifft an Herrn David Müllern* (1628) und eine

1) Leo Langer, „Der Vesuvius von M. Opitz". Brünn 1896 (Progr.).

Reihe von Gelegenheitsgedichten voll von Anklängen an die Lehre der Stoa sind, so wird man eingestehen müssen, dass das persönliche Bekanntwerden mit Heinsius für Opitz höchst bedeutungsvoll gewesen ist. Häufig schreibt Opitz die philosophischen Schriften dieses Gelehrten aus; eine ganz besondere Vorliebe muss er für dessen in vier Bücher abgeteiltes Lehrgedicht *De contemptu mortis*, das ganz vom Geiste des Stoizismus beherrscht ist, gehegt haben. Ohne jemals seine Quelle zu nennen, nimmt Opitz umfangreiche Partieen aus dem Carmen selbst oder aus der diesem angehängten *Summa Doctrinae* wörtlich in seine Gedichte auf; sonderlich ist dies nachweisbar für das *Begräbnuss Gedichte Auff den tödtlichen abgang Ihr Fürstl. Gn. Hertzog Jörg Rudolffs in Schlesien und zur Lignitz Ehegemahlin* [1]) (1622, 9. Febr.) sowie für die *Trostgedichte* und die *Trostschrifft* [2]).

Es geht hier nicht an, Opitzens Abhängigkeit von der stoischen Philosophie, die insbesondere für seine das Gebiet der Ethik und Moral streifenden Äusserungen erweisbar ist, bis ins Einzelne zu verfolgen. Um eine Grundlage zu gewinnen, auf der des Dichters naturphilosophische Ansichten sich aufbauen, sei vorerst eine charakteristische, im Sinne der neu gewonnenen Lebensanschauung gemachte Äusserung herangezogen, die sich im 2. Kap. der Poeterey findet. Opitz weist hier die Meinung *vieler unwissenden Leute* zurück, die da glauben, *es begehre kein Poet durch Unterrichtung sondern alle bloss durch Ergetzung sich*

---

1) Ndr. S. 62 ff.

2) Es mag notiert werden, dass Muth in der Diss. „Über das Verhältnis von M. Opitz zu Dan. Heinsius“ nichts von den angeführten Einzelheiten beibringt.

angenehme zu machen. Bezugnehmend auf Strabo sagt er alsdann: *Die Poeterey sey die erste Philosophie, eine Erzieherinn des Lebens von Jugend auff, welche die Art der Sitten der Bewegung des Gemüthes und alles Thuns und Lassens lehre. Ja die unsrigen (er [Strabo] verstehet die Stoischen) haben darvor gehalten, dass ein Weiser allein ein Poete sey* [1]). Auf dass nun jemand ein Weiser und damit ein Poete werde, dazu ist erforderlich, dass er die Werke der Alten studiere. Bekannt ist, mit welchem Eifer Opitz diese Forderung in der Poeterey [2]) und in dem Gedicht an Zincgref [3]) vertritt.

Wie sich Opitz nun aber den weisen Mann denkt, das legt er in ausführlichster Weise, ganz im Geiste des Stoizismus, im 2. Buch der *Trostgedichte* und in *Zlatna,* hier in Beziehung auf die eigene Person, dar. Bezeichnend ist folgende Äusserung:

Nun unser weiser Mann gewohnet nicht zu wancken,
Gewohnet durchzugehen mit feurigen Gedancken,
Zu stehn, als eine Wand, der wird von nichts versehrt.

Er verachtet Geld und Gut,

Er stehet hoch empor, weit von des Pöfels Hauffen,
Sieht diesen hier, den da, und jenen sonsten lauffen,
Verlacht die Eitelkeit . . .
Er weiss, dass im Gemüth, in Sinnen und Verstande
Der rechte Mensch besteht, und dass nur einem Bande
Der Leib zugleichen sey, das uns zusammen hält,
Biss unser Stündlein kömpt und reisst uns von der Welt.
Was angeht die Gemüther,
Was den Verstand betrifft, das heisset er allein
Nach seinem rechten Werth arg oder köstlich seyn [4]).

---

1) 1690. V, 3 f. 2) V, 17. 71. 3) II, 28.
4) III, 289 f.

Also Ausbildung des Geistes [1]) wird erstrebt. Wie geht diese vor sich? Ganz einseitig durch Betätigung der Kraft, die für ihn geradezu den ganzen menschlichen Geist ausmacht, nämlich des Verstandes. Hat dieser das eigene Ich und alles das, was zu diesem in Beziehung steht, durchforscht, dann ist der *animus* — Opitz übersetzt dieses Wort mit *Gemüth* — beruhigt. Es muss von vornherein betont werden, dass dem Dichter die Wissenschaft nicht Selbstzweck ist; er empfiehlt sie nur des moralischen Vergnügens wegen, das jene im Gefolge hat, des Vergnügens, welches der Mensch empfindet, wenn er ein Geheimnis erschlossen hat; die Erkenntnis der eigenen Geistesgrösse hebt ihn weit über die Dinge, die ihm in ihrem Zusammenhang von Ursache und Wirkung klar vor Augen liegen; sie verleiht ihm jene *Ruhe und Bestendigkeit des Gemüthes*, welche der Besitz der Dinge nicht zu steigern, ihr Verlust nicht zu mindern vermag, welche unberührt bleibt von Glück oder Unglück.

Ein weiser Mann sagt nicht: Ich hätt es nie vermeinet,
Es kommt mir fremde für: Was anderen Leuten scheinet

---

1) Die Seele ist *das beste Theil, der Leib das minste Theil* (I, 130. 141). *Der Leib ist unterthan, der Geist ist nicht zuzwingen, Geht ledig, frey und loss, pflegt sicher sich zu schwingen, So weit es ihm gefällt, verläst sein enges Hauss, Fleugt dieses grosse Rund auch augenblicklich auss* (III, 302). Er spricht drum vom *schnöden Leib* (II, 36) *Der Leib ist eine Kist' erfüllt durch Koth und Wust* (II, 238). Das höchste Lob für den Dahingeschiedenen ist, dass er *den Lauff der Erden nie geliebt, Die nichts zum Rücken hat und Rauch für Flamme giebt* (II, 129). *Es ist* drum *wol aussgeübt, sich hoch emporzuschwingen Mit Flügeln der Vernunfft von diesen schwachen Dingen* (III, 295); man gewinne *den grieff, sich zu erzeigen als Leute der Vernunfft* (II, 129).

Gar wunderseltzam seyn, das sieht er an und lacht,
Dieweil er zuvorhin schon längst darauff gedacht [1]).

Ein starker Dünkel liegt solcher Rede unstreitig zu grunde; man schöpft Verdacht, dass der diese Sprache führende Dichter den Geist der wahren Wissenschaft nicht kennt. Die Tatsachen rechtfertigen diesen Verdacht.

Opitz will den *mundus* d. h. den Cosmos in allen seinen Erscheinungen, die grosse Natur durchforschen. Indem er Senecas Ausführungen in der 65. Epistel benutzt, in der dieser Philosoph die Gesichtspunkte bespricht, unter denen die Natur je nach der Lehre der Stoa, des Aristoteles oder des Plato zu erforschen sei, ruft er:

Wir lassen nichts hindan: Die Ursach aller Dinge,
Worauss, von wem und wie ein jeglichs Thun entspringe,
Warumb die Erde steht, der Himmel wird gewandt,
Die Wolcke Feuer gibt, ist sämtlich uns bekannt [2]).

Gerade hier beweist Opitz so recht, dass er in der Wissenschaft nur ein Dilettant ist, dass er zu den Nachbetern gehört, die nun einmal mehr wissen wollen, als ihre vorsichtig forschenden Vorbilder. Er möchte gerne als gelehrte Grösse erscheinen und drum spricht er das, was Seneca nur erst probabel erscheint, als sichere Tatsache aus. Wagt jener bezüglich der Vollständigkeit der eben erwähnten Gesichtspunkte kein abschliessendes Urteil zu fällen, so wählt Opitz sich aus dem Satze *quinque ergo causae sunt, ut Plato dicit: id ex quo, id a quo, id in quo, id ad quod, id propter*

1) III, 313. Man ziehe zum Vergleich heran die Ausführungen auf S. 314 f. sowie II S. 10.

2) I, 141.

quod gerade die heraus, die ihm für den Augenblick am besten passen. Es ist ihm überhaupt weniger darum zu tun, in einer Sache auf dem Wege selbständigen wissenschaftlichen Forschens zu gesicherten Resultaten zu gelangen, als vielmehr darum, in schönen Worten, in grossmächtiger Rede über den hohen Wert einer wissenschaftlichen Naturerkenntnis, über die allgemeinen Beziehungen, die zwischen Mensch und Natur obwalten, sich zu ergehen. Dies beweist vorzüglich sein Lehrgedicht *Vesuvius*, das mit folgenden stolzen Worten anhebt:

Natur, von derer Krafft, Lufft, Welt und Himmel sind,
Des Höchsten Meisterrecht und erstgebornes Kind,
Du Schwester aller Zeit, du Mutter dieser Dinge,
O Göttin, gönne mir, dass mein Gemüthe dringe
In seiner Wercke Reich, und etwas sagen mag,
Darvon kein Teutscher Mund noch biss auf diesen Tag
Poetisch nie geredt: Ich will mit Wahrheit schreiben,
Warumb Vesuvius kan Steine von sich treiben,
Woher sein brennen rührt, und was es etwan sey,
Darvon die Glut sich nehrt.

Und was hört man im folgenden für die damalige Zeit sachlich Neues? Nichts. Alles entstammt den bereits oben zitierten Quellen. Eine gewisse Selbständigkeit findet sich in den Ausführungen über die Bedeutung der wissenschaftlichen Naturerkenntnis; diese Ausführungen sind für des Dichters allgemeine Denkweise sehr bezeichnend und mögen deshalb der Hauptsache nach hier in Kürze wiederholt werden. Vorerst wird das verstandesmässige Durchforschen der Natur als des Menschen höchste Aufgabe hingestellt:

1) 1690. 1, 22.

Der Mensch, das kluge Thier, pflegt zwar mit vielen
Dingen
Die Zeit, das kurtze Pfand des Lebens, zu vollbringen,
Und leget allen Witz bey schönen Künsten an,
Doch bessers weiss er nichts darmit er zeigen kan,
Dass er, die kleine Welt, zum Herren sey gesetzet
Der grossen, die ihn nehrt, als wann er sich ergetzet
Mit seiner Sinnen Krafft, beschaut diss weite Hauss
Vom höchsten Giebel an zu allen Seiten auss
Mit Augen der Vernunfft [1]).

Bei diesem Ausschauen gelangt der Mensch nun zu folgendem seinem Selbstbewusstsein nicht wenig schmeichelndem Resultate:

Darunter dann der Mensch nichts edlers finden kan
Als sich den Menschen selbst, der billich geht voran
Für wilder Thiere Schaar, für Pflantzen und Metallen,
Für diesem was wir sehn hier auff der Erden wallen,
Und was die Lufft gebiehrt, für allem was die Welt
Von dem was weltlich ist in ihren Armen hält [2]).

Jetzt erst erkennt der Mensch seine wahre Eigenart.

Alsdann kan erst ein Mensch sich einen Menschen nennen,
Wann seine Lust ihn trägt, was über uns zu kennen,
Steigt Eyffers voll empor und dringt sich in die Schoss
Und Gründe der Natur [3]).

Von den Sternen her schaut er alsdann mit suveräner Verachtung auf die Welt und ihr klägliches Getriebe:

Und wenn er oben her
Den engen Klumpffen sieht, der theiles durch das Meer
Bedecket, theiles bloss und unbewohnet lieget,
Ist Sand und Wüsteney, wird nirgend gantz gepflüget,
Und klagt hier Schnee, da Brand, so fängt er bey sich an:

---

1) 1690. I, 23. 2) I, 25. 3) I, 26.

Ist dieses da der Punct, der nimmer ruhen kan,
Er werde dann durchs Schwerd und Feuer abgetheilet?
Ist dieses wo der Mensch noch nichts so embsig eilet?
Wir Thoren [1]).

Aus den angeführten Stellen verdienen einige Momente besonders hervorgehoben zu werden, da sie in mancher Hinsicht eine Ergänzung abgeben zu der bereits gebrachten Darlegung von Opitzens sonstiger Stellung zur Natur.

Bemerkenswert ist vorerst der mächtige Individualismus, der den Dichter beseelt, in dem er einen Seneca weit übertrifft, und der eben nur den Männern der Renaissance, in dieser Eigenart vorzüglich den deutschen Humanisten eigen ist. In den romanischen Landen, sonderlich in Italien war der Individualismus eine mit dem gesteigerten Gefühlsleben Hand in Hand gehende Erscheinung; die germanische Rasse pocht mehr auf den Verstand. Konnte deshalb dort eine wahre Poesie erwachsen, so musste die hier geschaffene Dichtung wenig mit der Kunst gemein haben. Ein von derartigem Selbstgefühl erfüllter Mensch kann bei seiner Verständigkeit seine Stellung zur Natur nicht anders begreifen, als dergestalt, wie sie sich im praktischen alltäglichen Leben nun einmal erweist: Der Mensch ist der Herr und Gebieter der Natur, ein Erfahrungssatz, den die Religion, auf die sich Opitz, wie bereits dargelegt wurde, beruft, zudem sanktioniert.

Hervorgehoben zu werden verdient weiterhin eine Erscheinung, die man wohl auch auf das Bekannt-

---

1) I, 26. Es finden sich hier starke Anlehnungen an Lucilius und Seneca (n. qu. Prol.). Man findet das nähere bei Langer a. a. O. S. 18.

werden Opitzens mit Heinsius zurückführen muss, da sie zum ersten Male, urplötzlich, sofort jedoch in vollem Umfang sich bemerkbar macht in dem auf Jütland verfassten Neujahrsgedicht *Auff den Anfang des 1621. Jahres*, um alsdann ständig wiederzukehren; sie betrifft die peripatetisch-stoische Doktrin von der Analogie zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, welche den Menschen in den Mittelpunkt des Weltalls stellt und in seinem Wesen den Inbegriff, die Quintessenz der kosmischen Gewalten findet. Rein wissenschaftlich äussert sich diese Lehre also: „Der Mensch erkennt das All, sofern er es selbst ist. Als Leib gehört der Mensch der materiellen Welt an, ja er vereinigt in sich das Wesen aller materiellen Dinge in feinster Verdichtung: eben deshalb ist er befugt, die Körperwelt zu begreifen. Als intellektuelles Wesen aber ist er siderischen Ursprungs und vermag er deshalb die geistige Welt in allen ihren Ausgestaltungen zu erkennen. Endlich als »göttlicher Funke« als spiracuium vitae, als Teilerscheinung des höchsten Lebensprinzips vermag er auch des göttlichen Wesens bewusst zu werden, dessen Ebenbild er ist“ [1]). In der Hercynie [2]) nennt Opitz die Welt einen *grossen Menschen;* im Vesuv ist sie ihm *ein grosses Tier* [3]) oder die *schoene Creatur* [4]); zu anderen Malen heisst er den Menschen *die kleine Welt* [5])

1) Windelband, Gesch. der Philosophie, 1892 S. 303.

2) II, 256.

3) I 37. Opitz beruft sich hierfür auf Ovid (Met. 15): *Nam sive est animal tellus, et vivit habetque spiramenta.*

4) I, 46 nach Philo. Gerne nennt Opitz den Menschen in gelehrt-wissenschaftlicher Weise ein Tier: *Noch ein Thier war zu machen . . .* (III, 212) *das Wunderthier*, (215) *Das Thier, das edle Thier, das alle Thiere zwingt* (III, 285), *das weise Thier* (II, 42), *das kluge Thier* (I, 23), *das edle Thier* (I, 39).

5) I, 23.

das *Ebenbild und Ausszug dieser Welt* [1]). Diese Bilder werden nun in eigenartiger [2]), sehr breiter Weise veranschaulicht. In dem zitierten Neujahrsgedicht bringt Opitz unter Vermischung von biblischen und heidnischen Vorstellungen [3]) einen Schöpfungsbericht, der folgende Auslassung enthält:

O Seele der Natur, du hast ihn auch gemacht,
Du hast das schöne Werck mit deiner Hand geschlossen,
Und künstlich auffgeführt, dich selbst darein gegossen:
Er ist durch deine Krafft auff freyen Fuss gestellt,
Der weltberühmbte Wirth, ja selbst die kleine Welt,
Die doch der grossen gleicht. Denn was ist nicht darinnen
Das in der grossen ist? das Häupt, das Schloss der Sinnen,
Steht hoch, dass der Verstand von dannen recht und wol
Auff das was unten ist die Sorgen wenden soll, . .
Die Augen müssen auch weit in der Höhe stehen,
Sich fleissig umb zu sehn, dem Ubel zu entgehen, . . .
Sie werden durch den Wald der Stirnen zugedeckt;
Der Wangen schönes Feld liegt umb sie her gestreckt . . .
Die Zähne (sind) . . . *die Pforten von Corallen*
Die Lippen sind geschickt, selbst auff und zu zufallen, . . .
Das künstliche Gehör und Wunderwerck der Ohren
Nimt seine Bottschaft ein, gleich zweyen schönen Thoren;
Auch ihm hat die Natur den hohen Ort gezeigt,
Dieweil der leichte Schall empor und auffwarts steigt . . .
Die Beine müssen uns als steiffe Pfeile stützen, die

---

1) III, 215.

2) Lipsius schildert den *parvus mundus* in ähnlicher Weise: (Opera 1675. Physiologia Stoicorum IV, 967) *omnia, quae Mundus, fere habet: quatuor in se elementa; capitis quoddam caelum; in eo flammantes oculos et stellas; ipsam formam rotundam, vel in matris utero, vel jam liber, cum bracchia et pedes expandit. Lineae enim ab extremis illis ductae, faciunt justum fere orbem.* 3) Rubensohn, Euph. VI, 268 A. 1.

Füsse sind der Grund, auff dem der gantze Baw zu stehen pflegt [1]) etc.

Klang der selbstbewusste Gedanke vom spiraculum vitae in der gerade angeführten Stelle an, so gelangt er im folgenden zum offenen Ausdruck:

Das Leben (im Menschen)
Wie göttlich ist es doch! der mangelt seiner Sinnen,
Der seine Sinnen nicht bestürzt in sich beschaut,
Die Seele, die Gott selbst dem Cörper anvertraut.
Der Geist von seinem Geist, aus ihm in uns gegossen,
Voll himmlischer Natur, im Leibe nicht beschlossen,
Der über Erd und Lufft den Weg zum Himmel nimpt,
Und ausser allem dem was untergehen muss kömpt [2]).

Der Mensch ist das *edle Wunderthier, voll Geist, voll Lufft, voll Gott, vom Himmel selbst gebohren* [2]). Mit Heinsius [3]) nennt er ihn das *göttliche Thier.* Als *Theil der Göttlichkeit steiget er auff seinen Himmel zu, auss welchem er genommen* [4]). *Ja, Gott den niemand kennt und kein gemeiner Sinn kan fassen, der kömpt selbst in uns und wir in ihn* [5]).

---

1) III, 212 ff. 2) 214 f.

3) Opitz II, 297: *Der Mensch das Göttliche Thier, dessen Ursprung vom Himmel ist, hebet nicht an ehe zu leben als zu weinen und zeiget mit seinen Klagen an, dass er dahin gelange, wo nichts als Klagen seyn werde.* Heinsius (Poemata 1649. S. 340): *In hoc miserando loco, simul homo, animal divinum, et quod coelo ortum suum debet atque originem, a natura exponitur; statim manifestum esse, quantum sibi fieri injuriam existimet, quod in ipso vitae limine, cum multis lachrymis ac flebili vagitu, nasci se invitum testetur.*

4) I, 23.

5) I, 141. Ähnlich II, 327: *Hic animus noster, divinae nobilis aurae | Surculus, interitu nos rapiente, manet, | Illaesoque vagas cursu spatiatur in auras, | Et petit agnati splendida tecta poli.*

Auch das Bild von der Natur als „grossem Menschen“ erfährt eine Motivierung im Vesuvius [1]). Der Grund dafür, dass das Erdreich *stets entweder was gebiehret und zeuget, oder was von seinem Wesen führet, und vorige Gestalt zu etwas anders macht,* ist der, dass

es selber lebt, indem ihm pflegt zu geben
Die Seele dieser Welt ein Theil von ihrem Leben,
Ist in und ausser ihm, durchdringt es umb und an,
Dass dieses grosse Thier den Athem schöpffen kan,
Und Blut und Adern regt [2]).

Man muss zugestehen, dass die Vermenschlichung der Natur speziell für die Darstellung von gewaltigen Naturereignissen, von Erdbeben, von vulkanischen Ausbrüchen u. s. w. von günstigen Folgen begleitet sein musste. Dadurch, dass den rein mechanisch erfolgenden Vorgängen starke menschliche Affekte unterlegt wurden, trat an die Stelle nüchterner Beschreibung die kraftvolle, dramatisch belebte Schilderung. Eine gewisse Grossartigkeit kann man drum auch jenen Ausführungen nicht absprechen, die den Ausbruch des Vesuv betreffen. Bevor dieser erfolgt, *geben die Gründe Seufftzer von sich, sie schüttern ihre Brust, ein taubes Murmeln erreget sich weit und breit.*

Wann die Glut, erzeuget von den Winden,
Von Feuers Art genehrt, sich selber auff muss zünden,
So greifft sie nicht allein die schwachen Glieder an,
Sie reisst die Adern auff, durchdringet wie sie kan
Der tiefsten Hölen Bau, erhebt sich auss dem Grunde,
Und treibet über sich mit auffgesperrtem Schlunde
Geschmeltzte Felsen auss, dass Lufft und Erde brüllt,
Und alle Gegend fast mit Klüfften angefüllt
Und öde werden muss [3]).

1) I, 37. 2) Man vergleiche hiermit Seneca n. qu. III, 15.
3) I, 45.

Es wurde oben bereits gesagt, dass die Beschäftigung mit der stoischen Philosophie auf Opitzens moralische Grundsätze und Anschauungen nicht wenig eingewirkt hat. Der Grundzug des Systems geht dahin, eine sittliche Besserung im Menschen hervorzurufen, ihn *bestendig* zu machen, ihm die *Ruhe des Gemüthes* zu verleihen. Alles das, was die letztere zu erschüttern vermag, wird natürlich bitter bekämpft: es wird der Nachweis geführt, dass der Wille auf falscher Bahn sich befindet, dass er der nach dem Bösen verlangenden Neigung sich gebeugt hat, oder dass ein Mangel an Erkenntnis vorliegt. Ist die naturphilosophische Tätigkeit ohnehin fast nie frei von einem Reflex auf das Gebiet des Sittlichen, bezüglich des letztgenannten Punktes muss sie diesem direkte Dienste leisten. Manche Menschen gewinnen niemals die Ruhe des *Gemüthes*, weil sie in beständiger Furcht vor dem Tode leben. Diesen gegenüber wird darauf verwiesen, dass in jenem nur die von Natur aus freie, unsterbliche [1]) Seele den Körper verlasse, der seiner Natur nach zeitlich und dem Untergang preisgegeben sei ebenso wie das gesamte, aus der Materie sich zusammensetzende Universum. In allen Einzelheiten wird von Opitz dieser allgemeine Verfall, die Vergänglichkeit alles Irdischen geschildert. Die Begräbnisgedichte geben ihm hierzu häufig Gelegenheit. Folgende Proben mögen hier Platz finden, weil sie zugleich seine Abhängigkeit von Heinsius bezeugen.

---

1) Man vergleiche hierzu die unten S. 95 folgende Zusammenstellung der Beweise für die Unsterblichkeit der Seele.

Opitz: *Begräbnussgedicht*[1]).

Ein jedes ding verstäubt; Der Anfang zeucht das Ende.
Diss lehrt mich die Natur.
Wann ich die Augen wende
Auff diesen Baw der Welt,
merck' ich dass der gebrauch
Nur allenthalben ist. Die grossen Cörper auch
Die Elemente selbst, die werden stäts gebohren,
Und gehn stets wieder ein:
Wirdt eines weg verlohren
So kompt ein anders auff.
Ein jedes ist bedacht
Auff jenen grossen Todt, wann nach der langen Nacht
Die man hier schlaffen muss
diss Wohnhaus ab wirdt brennen
Indem wir armes Volck so lauffen, thun und rennen
Nach dem was auch vergeht,
und wann der blinde schein
Der falschen Herrlichkeit wird Staub und Asche sein.
Das wild' und zahme Vieh mag nicht dem Tod entspringen:
Die Vögel geben sich; man hört sie auch wol singen,

Heinsius: *De Contemptu Mortis. Lib. II.*[2])

Omnia praetereunt: finisque ab origine prima
Fit propior propiorque sibi ....
Naturam quoque saepe animo percurrere parentem
Haud ingrata dabit tantae solatia curae.
Corpora prima vides quanto molimine rerum
Intereant: magnam meditentur ut omnia mortem.
Ut funus terrarum et rasti indicat Olympi,
In se qui assidue mutando labitur ordo:
Donec summa dies, haec circum ingentia texta
Solverit, et cinerem supremum exegerit ignis.

Ipsae etiam pecudes armentaque laeta per herbam,
Sponte sua, seu vi, concedunt omnia letho.

---

1) Ndr. S. 64.

2) Heinsius, Poemata Latina et Graeca, 1649 S. 290.

Und gleichsam fröhlich sein:
Wie sonderlich der Schwan
Sein süsses Grabelied jhm selber tichten kan.

Ipsae etiam volucres liquido cum murmure, dulces
Deposuere animas: . . . . .
Nec requies, quin vel moriens philomela sub umbra
Dulce canat: quin et funesto gutture cygni,
Maeandri ripas, et flumina nota Caystri,
Pertentent, laetamque invitent carmine mortem; . . . .

Ein jeder Baum der muss sein Haar die Blätter legen,
Ist todt biss sich der West im Lentzen pflegt zu regen:
Die Blumen fallen ab, und werden durch die Krafft
Der Sonnen bald erzeugt, bald wider hingerafft.

Vere novo, quaequnque comis felicibus arbos
Nascitur, aut viridis prolectat semina tellus
Herbarum, e gremio; . . . .
Quid florum genus omne canam, dilecta parenti
Pignora? . . . .
Quondam etiam, immites radios Hyperionis alti
Expertos, penitus vitalis deficit humor,
Et moestam lapso planxerunt corpore terram.

Das grosse Liecht der Welt fehrt mit den müden Pferden
Auch teglich von uns weg, und lest es finster werden:
Der güldnen Sternen Schar, sobald die Morgenröth
Auss jhrem Bethe kompt, verblasset und zugeht.
In summa, allem ist sein mahl und Ziel bestimmet.

Sol quoque deficiens, lethi argumenta futuri
Saepe dedit, quotiesque attollit lumina vesper,
Occidit, et nata moriuntur sidera luce.

Opitz: *Trostschrift*[1]).

Dieses grosse Gantze was wir Welt nennen, was in Himmel, Erden und See besteht, hanget an gemeldeter Nothwendigkeit dermassen, dass nichts beständiges darinnen gefunden wird als die Unbeständigkeit[3]). *Die Elemente, auss denen alle andere Sachen herrühren, fangen unendlich zugleich an zu leben und zu sterben; und von ihrer Veränderung pfleget dieses zu werden, jenes unter zu gehen.*

Die Fackel der Welt die Sonne, dass schöne Liecht des Erdbodens, weichet der Nacht, und dräuet täglich, was sie dermaleins, wann alles krachen und brechen soll, wird thun müssen. Sie wird zuweilen verdunckelt, und zeiget an, es werde ein Tag seyn, an dem sie nicht mehr seyn wird. Dieser

Heinsius: *Summa Doctrinae quae singulis libris De contemptu mortis continetur*[2]).

Expedire et inter caetera, ut naturam totam saepe intueamur et hoc vastum corpus, quod ex caelo, terra constat ac mari. In eo enim observatum iri, omnia ex quibus constant singula, ipsa nempe elementa, sive prima corpora, perpetuo aut nasci aut mori. Atque ex mutatione eorum, aliud fieri, aliud perire. unius enim generationem alterius corruptionem esse . . .

Quin et ipsum Solem, qui nonnullis vitam confert, aliis vero eripit, quotidie minari, quod facturus semel est. Vespere enim hinc abire, et sub horizontem nostrum se subducere. Eundem quoque, mortem toties minari, quoties defectu suo hanc promittit. Idem judicandum et de reliquis sideribus.

1) 1690. II, 295 f. 2) Heinsius a. a. O. S. 347 f.

3) 1690. II, 42: *es ist hier so bewand, Dass nichts beständig sey als nur der Unbestand.*

ihren Königinn folget, nebenst dem unbeständigen Monden, das andere Heer der Sternen, gehet so offt hinweg als es kömpt, und gesegnet uns die wir sämptlich gesegnen sollen. . . . .

Die Thiere der Erden, was laufft und kreucht, die Fische und Wundergeburt dess Meeres, die Kinder der Lufft die Vögel, führen uns mit jhrem Tode den unserigen zu Gemüte. Die Bäume lassen ihre Blätter fallen, und scheinen zu sterben, so offt der Winter jhre Zier hinwegreist. Der Felder Glantz die Blumen hangen jhr wohlschmeckendes Haupt, und verwelcken entweder von selbst, oder werden durch Hitze, Frost, Wind und Regen verdörret.

Pecudes quoque et aves, innoxias ac simplices naturae allumnas, quotidie, sine ullo animi dolore, mori.

Etiam arbores, praeterquam quod annis singulis comas ponere, et in hyemis adventum mori videantur, saepe Solis violentia, aut frigore immodico, exuri, ac, revera mori. Idem evenire et floribus, qui vel sponte moriantur, vel ventorum rabie ac Solis, extinguantur.

Beilage.

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch der oben (S. 90) erwähnte, in der *Trostschrifft an Herrn David Müllern* sich findende Traktat über die Unsterblichkeit der Seele, der ganz auf Heinsius zurückgeht, beigefügt.

Opitz. 1690. II. S. 308 f.

Unter so vielen Meynungen der Heyden von der Seelen haben die Vernünfftigsten (sonderlich ihre älteste Lehrer, die Poeten)[1] *sie für unsterblich gehalten. Dann, solte sie sterblich seyn, warumb dürfften wir dem Leibe abbrechen, seine Wollust verschneiden, seine Begier zähmen, und uns wehe thun, damit wir der Tugend genung thun mögen, welche entweder in diesem, oder in dem anderen Leben, wie die Platonischen und Pythagorischen recht vermeynen, ihre Belohnung sucht? Was hilffe uns die Religion und Gottesfurcht, welche uns mit Gott*

Heinsius. 1649. S. 343 ff.

(S. 344) *qua occasione argumentis aliquot animae probatur immortalitas. Quorum primum est, Si mortalis sit anima totam virtutis rationem ejusque studium e vita tolli. Quod argumentum valide a Platonicis ac Pythagoricis urgetur .... Dementem quoque fore, qui virtutis causa corpori renunciet .... Addit Plato, Si mortalis sit anima, frustra dari operam virtuti, quae aut praemium expectat in hac vita, aut in alia .... Si anima mortalis sit, nihil ad nos cultum Dei et religionem pertinere .... Hoc enim agere, ut cum Deo eum (animum) uniat, et*

1) Heinsius (S. 346) *Doctrinam de immortalitate animae et probari posse ex poetis, qui sunt antiquissimi doctorum.*

vereiniget und die Seel dahin schickt, von wannen sie entsprossen ist: Wannenher fühlten wir bey uns ein solches Verlangen der Unsterblichkeit, die in diesem Leben nicht zu hoffen ist? Warumb begrüben wir die Todten mit solcher Vorsorge, als ob sie zugegen weren.

Es ist je nichts geschwinders als die Seele: sie durchlaufft in einem Augenblick die weite Lufft, wandert durch alle vier Theil der Welt, beschauet die Gestalten und Art der Dinge, die sind und gewesen sind; und je mehr sie des Leibes vergisst, je schneller, je besser verbringt sie, was jhr obliegt, in Betrachtung, dass sie desto reiner und mehr für sich selbst ist. Muss sie derowegen noch reiner und mehr für sich selbst seyn, wann der Leib weiter mit ihr nichts zu schaffen hat. Weil sie nun also für sich selbst und einfach ist, so

autori suo aliquando reddat .... Quemadmodum honorem, ita immortalitatem petere omnes, ... fieri non posse, ut frustra sit hoc desiderium. Ideoque aliquando petituros eo esse. Sed non hic. Ergo alibi, post hanc vitam, nempe.

S. (346) *Denique, quare tanta cura, justa et inferiae solvuntur mortuis, ut praesentibus conferri ista videantur, si post corpus nihil restat?*

(S. 345) *Nihil esse anima velocius. Adeo, ut unico momento, formas omnes subeat et locos. qfiae actiones ejus, cum diversae sint a corpore et prorsus alienae, planum esse foris eas evenire, nec a corpore esse, ideoque et extincto eo, posse fieri, ut recte Aphrodiscus colligit. Et ex consequenti immortalem esse. Accedere huc, quod omnia quae agit, magis expedite agit ac celeriter, quo magis se a corpore sejungit. Eo enim puram magis esse ac felicem. Quare fieri non posse, quin ab eo plane separata, magis pura sit futura ac*

kan sie nit getheilet, und folgends auch nicht auffgelöset und zum Untergang gebracht werden.

Sie allein beschauet Gott, dessen Bildnüss sie ist: sie allein kömpt seinem Erkäntnüss allhier auff Erden am nechsten. Und angesehen dass ihre Eygenschafft mit dem Leibe nichts zu thun hat, so hat sie auch nichts zu thun mit seinem Untergange. Sie reget sich von ihr selber, ist ihrer Bewegung eigener Ursprung, und macht also dass solche Bewegung unendlich bleibet. Aus ihr rühret das Leben her, darumb kan sie nicht sterben. Sie beherrscht die Begierden und alle Dinge so den Leib angehen: darumb ist sie was anders als der Leib, und seiner Verwesenheit nicht unterworffen.

simplex. Sicut ideo potest solvi quia simplex est. Anima simplex est et nullas habet partes, quare nec dividi, et per consequens, solvi non potest.

Animam solam, Deum contemplari: solam in his terris proxime ad cognitionem ejus accedere. Ergo nihil illi cum corpore hoc commune esse. Ideoque nec cum ejus interitu.

. . . . Esse enim ipsam, motus sui causam et fontem. Ubi autem motus fons est, ibi perpetuum esse motum, prorsus esse necessarium. Nihil adversari sibi ipsi posse. Atqui animam mortalem esse, naturae ejus adversari, cum ministret vitam, et ab eo sit vita. Ergo falsum esse, mortalem eam esse. Animam affectibus omnibusque corporeis dominari rebus. Ex quo sequitur, esse separabilem a corpore ac diversam. Et ex consequenti, immortalem.

Nachwort.

Wir stehen am Ende unserer Untersuchungen. Ursprünglich hatte es in meiner Absicht gelegen, mich ausschliesslich mit der Opitzschen Naturbehandlung zu befassen. Bald aber stellte sich heraus, dass die Ausführung dieses Planes ohne ein Eingehen auf gewisse ungelöste Fragen, die auf biographische Einzelheiten und des Dichters geistigen Entwicklungsgang bezugnahmen, nicht zu befriedigenden Resultaten führen konnte. Vor allem musste Opitzens Verhältnis zur pastoralen Dichtung, die den Dichter bei der Bildung der theoretischen Grundsätze für das poetische Schaffen, die ihn bei der Ausübung der dichterischen Tätigkeit und somit vor allem in der Behandlung der Natur in tiefgehendster Weise beeinflusste, einer Untersuchung unterzogen werden. Die Gründe, die mich zwangen, Opitzens Verhältnis zu Heinsius unter einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten, sind bereits angegeben. — Bezüglich der Folgen, die die Opitzsche Naturbehandlung nach sich gezogen, sei hier nur darauf hingewiesen, dass unser nüchterner Denker, dessen Ohr zwar scharf hinhorcht auf den Rhythmus der Sprache, dessen Auge sich nur weitet bei den starken Effekten des „Glanzvollen und Prächtigen", dessen Verstand achtet auf das „Sinnreiche und den Witz", auf die kunstgerechte Struktur im grossen wie im kleinen, auf „poetische Umschweife und Figuren", dessen Herz aber hoher und edler Empfindungen, gewaltiger und leidenschaftlicher Affekte nicht fähig ist, der auf den „Flügeln der Vernunft", nicht aber auf denen der Phantasie sich erhebt, dass dieser durch sein Aufgehen

in Äusserlichkeiten, durch sein bei den Dichtern der Folgezeit Nachahmung findendes Beispiel, welches bei Ausserachtlassung des Inhaltes der Poesie nur der Ausgestaltung der Form das Wort redet, dem Entstehen eines reinen und warmen Naturempfindens und damit dem Aufkommen einer schönen und edlen Darstellung der Natur in der Dichtung der Deutschen auf länger als ein Jahrhundert hin entgegengetreten ist.

Der Übersicht wegen seien die durch die Arbeit neu zu Tage geförderten Quellennachweise hier kurz zusammengestellt:

Opitz, *Echo oder Widerschall.* V. 1—18. *Teutsche Poemata,* 1624. Ndr. S 36.
Nicolaus de Montreux, Übersetzung: *Die Schaffereyen Von der schönen Juliana* 1595. S. 14 . . . S. 58 f. A. 3

Opitz, *Begräbnuss Gedichte.* V. 45—69. *Teutsche Poemata,* 1624. Ndr. S. 64.
Heinsius, *Poemata Latina et Graeca.* 1649. S. 290 S. 91 f.

Opitz, *Zlatna.* V. 127—139[—144]. Ed. 1690. I, S. 131.
Ausonius, *Mosella.* V. 45—192 . . . . . S. 39 A. 1

Opitz, *Buch von der deutschen Poeterey* (Beurteilung der Gelegenheitsdichtung). Ed. 1690. V. S. 7.
Heinsius, *Poematum editio tertia.* 1610. S. 541 ff. S. 67 f. A. 1

Opitz, *Trostschrifft An Herrn David Müllern.* Ed. 1690. II. S. 295 f.
Heinsius. 1649 S. 347 f. . . . . S. 93 f.

Opitz, *Trostschrifft.* Ed. 1690. II, 297.
Heinsius, 1649, S. 340 . . . . . S. 88 A. 3.

Opitz, *Trostschrifft.* Ed. 1690. II. S. 308 f.
Heinsius, 1649. S. 343 ff. . . . . S. 95 ff.

Literatur.

1. Martin Opitz. Teutsche Poemata. Abdruck der Ausgabe von 1624 mit den Varianten der Einzeldrucke und der späteren Ausgaben. Herausgegeben von Georg Witkowski. Halle a. S. Max Niemeyer. 1902. Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. No. 189—192.
2. Martin Opitz. Opera. Editio Fellgibel. Breslau 1690.
3. Arkadia der Gräfin von Pembrock: Vom Herrn Philippsen von Sidney . . . erstlich Teutsch gegeben durch Valentinum Theokritum von Hirschberg . . . Frankfurt am Mayn . . . 1638 [1]).
4. *Den* | Bloem-Hof | *Van de Nederlantsche Jeught* | *beplant Met uijtgelesen Liedekens en dichten* | *Vergeselschapt met eenen Maywagen* | *door verscheyden Liefhebbers geco*^{w}*:t. Noyt in den druck gesien* | *t'Amstelredam* | *By Dirck Pieterss in* | *de Witte Busse op* | *het Waeter.* | *a*^{o} *1610* | [2]).
5. *Den Nieuwer Verbeterden* Lust-hof, Gheplant vol uijtgelesene, eerlycke, Amoreuse ende vrolijcke ghesanghen, ... den vierden Druck ghebetert. *t'Amstelredam, by Dirck Pieterss in de witte Persse by die oude Brugghe aent Water* [2]) (undatiert).
6. Die Schäffereyen von der schönen Juliana . . . . auss dem Frantzösischen in Teutsch gebracht, durch F. C. V. B. . . . Mümpelgart 1595.

1) Auf dem Titelblatt der Ausgabe vom Jahre 1638 wird hervorgehoben, dass diese *jetzo allenthalben uffs new ubersehen und gebessert; die Gedichte aber und Reymen gantz anderst gemacht und ubersetzt Von dem Edlen und Vesten M. O. V. B.* In der Vorrede wird vom Verleger dieses Moment nochmals betont. Da nun die meisten Jugendgedichte Opitzens auch nichts anderes denn mehr oder minder freie Übersetzungen darstellen, so erachtete ich mich für berechtigt, aus der Arkadia-Übersetzung einige wenige Stellen zu zitieren.

2) Herrn Hofbibliothekar Dr. R. Ehwald spreche ich an dieser Stelle für die freundliche Überlassung der auf der Gothaischen Hofbibliothek sich findenden Exemplare von Bloem-Hof und Lust-hof meinen herzlichsten Dank aus.

7. *Delitiae poetarum Germanorum. Francoforti. MDCXII.*
8. Scriverius. *Dan. Heinsii Nederduytsche Poemata. 1618.*
9. Dan. Heinsius: *Poematum editio tertia. 1610.*
10. Dan. Heinsius: *Poemata Latina et Graeca. 1649.*
11. *Justi Lipsii Opera. 1675.* Wesel.
12. *Seneca. Opera.*
13. *Ausonius Mosella.*
14. Max Rubensohn: Der junge Opitz. 1. Asterie. Liebes- und Dichterleben in Görlitz. Euphorion (1895) II. S. 57 - 99.
15. Max Rubensohn: Der junge Opitz. 2 Hipponax und Aristarchus. Euph. (1899) VI. 24—67; 221—271[1]).
16. Hoffmann von Fallersleben: Martin Opitz von Boberfeld. Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahre 1700. Leipz. 1858.
17. H. Oesterley: Bibliographie der Einzeldrucke von Martin Opitz' Gedichten und sonstigen Schriften. Zentralbl. f. Bibliothekswesen. Leipz. (1885) II. S. 383—416.
18. G. Witkowski: Zur Opitz-Bibliographie. Zentralbl. f. Bibliothekswes. (1888) V. 523—534.
19. G. Ellinger: Deutsche Lyriker des 16. Jahrhunderts. Heft 7 der Lateinischen Literaturdenkmäler des 15. u. 16. Jhds. Berlin. 1893.
20. M. Rubensohn: Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Weimar 1897.
21. E. Höpfner: Amadis, nicht Bienenkorb. Ztschr. f. dtsch. Phil. VIII, 467—477.
22. R. Opitz: Opitz als Benutzer Fischarts. Ztschr. f. dtsch. Phil. VIII, 477—482.
23. J. B. Muth: Über das Verhältnis von Martin Opitz zu Daniel Heinsius. Leipz. Diss. 1872.
24. Rich. Beckherrn: M. Opitz, P. Ronsard, D. Heinsius. Königsberg. Diss. 1888.
25. Leo Langer: Der Vesuvius von Martin Opitz. (Progr.) Brünn 1896.
26. Dr. Al. Reifferscheid: Quellen zur Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. I. Heilbronn 1889.

1) Die älteren, der Opitz-Biographie gewidmeten Arbeiten von Colerus (1665), Lindner (1740/41), Hegewisch (1813), Strehlke (1856), Tittmann (1869), Palm (1862, 1871, 1877) boten für die vorliegende Arbeit wenig Bemerkenswertes.